



Universität
Zürich ^{UZH}

magazin

Die Zeitschrift der Universität Zürich
Nummer 4, 19. Jahrgang, Dezember 2010



Was wir glauben

Religion und Theologie heute ab Seite 24

Krankmacher Stammzellen gelten als Heilsbringer, sie können aber auch bösartig werden **Seite 20**

Gesinnungswandel Weshalb Städter, die in die Agglomeration ziehen, oft SVP wählen **Seite 15**

Kostenexplosion Wie das Schweizer Gesundheitssystem reformiert werden könnte **Seite 52**

Globale Herausforderung:

Das Klima wandelt sich schneller als je zuvor

**Klimaschutz ist eine Investition
in unsere Zukunft.**

Die Zukunft des Klimas beginnt
in unseren Köpfen.



Lösungen für eine nachhaltige Zukunft

www.sika.com

Innovation & since
Consistency 1910

Wir wollen glauben

Die Religionen dieser Welt wurden schon oft totgesagt, doch sie sind immer noch quicklebendig. In ihrer transzendentalen Obdachlosigkeit suchen die Menschen Sinn und Halt. Diese finden viele nach wie vor in verschiedenen Formen des Glaubens und der Spiritualität. Im Dossier dieses Heftes reflektieren wir das Zusammenspiel von Religion und Gesellschaft. Individualisierung oder Migration etwa verändern heute die Wahrnehmung und die Funktion von Religionen. Während die Landeskirchen um Mitglieder kämpfen, suchen sich viele Menschen aus religiösen Versatzstücken Lebenshilfen für den Alltag zusammen. Die Zürcher Religionswissenschaftlerin Dorothea Lüddeckens spricht deshalb von einer «Verflüssigung des Religiösen». Die Terroranschläge vom 11. September 2001 haben das Verhältnis des Westens zum Islam und die Wahrnehmung der Muslime auch in der Schweiz grundlegend verändert. Im Gespräch mit der Islamwissenschaftlerin Katajun Amirpur und dem Islamwissenschaftler Ulrich Rudolph gehen wir der Frage nach, wie das Verhältnis zu den Muslimen in der Schweiz geklärt und entspannt werden könnte. Und mit dem Religionsphilosophen Ingolf U. Dalferth diskutieren wir, was Glauben heute bedeutet und wie sich Wissenschaft und Glaube ergänzen.

Weiter in diesem Heft: Die Gesundheitskosten in der Schweiz steigen ständig. Das macht sie zum politischen Dauerbrenner. Die Lösung des Problems könnte eine «integrierte Versorgung» von Gesundheitsleistungen sein, wie sie der Gesundheitsökonom und Public-Health-Experte Matthias Schwenkglenks im grossen Interview skizziert. Dabei plädiert Schwenkglenks für eine enge Zusammenarbeit von Ärzten und Spitälern.

Wer aus der Stadt in die Agglomeration zieht, ändert oft nicht nur den Wohnort, sondern auch seine politische Einstellung. Dies zeigt ein politikwissenschaftliches Forschungsprojekt des NCCR Democracy: Von diesem Gesinnungswandel profitiert vor allem die SVP, die in vielen Vorstädten zur wählerstärksten Partei geworden ist. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre, Ihre magazin-Redaktion. *Thomas Gull, Roger Nickl*



24

Confessiones – Der Fotograf Jos Schmid hat religiöse Würdenträger und Menschen, die sich mit Religion auseinandersetzen, porträtiert. Die Porträts werden von Glaubensbekenntnissen begleitet.

27 Zeitalter der Erleuchtung

Spiritualität gegen Geld: Neue religiöse Bewegungen orientieren sich am Markt. Von Theo von Däniken

31 Politisierte Religion

Der säkulare Staat schafft neue Gegensätze zwischen den Glaubensrichtungen. Von David Werner

32 Der Islam bei uns

Wie die Integration von Muslimen gelingen könnte. Interview mit Katajun Amirpur und Ulrich Rudolph

37 Verteufelte Muslime

Wie die Schweizer Medien über den Islam und die Muslime berichten. Von Thomas Müller

38 Auf Gott zählen

Die Wissenschaft macht den Glauben nicht überflüssig. Interview mit Ingolf U. Dalferth

43 Gemeinsam feiern

Wie eine junge Pfarrerin die Menschen wieder in die Kirche bringt. Von Paula Lanfranconi

47 Bilderstreit

Religiöse Bilder führen in Glaubensgemeinschaften immer wieder zu Konflikten. Von Regula Zehnder

130'000 to kick your startup

Explore the business potential of your technology

Are you doing innovative research? Ever considered exploring the market potential of your application? venture kick provides you with CHF 130'000, support and network of investors to kick-start your own company.

Get your kick: www.venturekick.ch

venture kick is a fully private initiative supported by:

— GEBERT RÜF STIFTUNG —
WISSENSCHAFT.BEWEGEN

ERNST GÖHNER STIFTUNG

OPO STIFTUNG

AVINA STIFTUNG

IMPRESSUM

Herausgeberin

Universitätsleitung der Universität Zürich
durch die Abteilung Kommunikation

Leiter Publishing

Roland Gysin, roland.gysin@kommunikation.uzh.ch

Verantwortliche Redaktion

Thomas Gull, thomas.gull@kommunikation.uzh.ch
Roger Nickl, roger.nickl@kommunikation.uzh.ch

Autorinnen und Autoren

Susanna Brunner, susanna.brunner@philos.uzh.ch |
Dr. Susanne Haller-Brem, ds.haller-brem@vtxmail.ch |
Theo von Däniken, theo.vondaeniken@kommunikation.uzh.ch |
Maurus Immoos, maurus.immoos@bluewin.ch |
Prof. Georg Kohler, kohler@philos.uzh.ch |
Paula Lanfranconi, lanfranconi@dplanet.ch |
Thomas Müller, thomas.mueller@email.ch |
Katja Rauch, katja.rauch@hispeed.ch |
Simona Ryser, simona.ryser@bluewin.ch |
Prof. Philip Ursprung, ursprung@khist.uzh.ch |
David Werner, david.werner@kommunikation.uzh.ch |
Regula Zehnder, regulazehnder@hotmail.com

Fotografinnen und Fotografen

Ursula Meisser, foto@umeisser.ch |
Meinrad Schade, meinrad.schade@gmx.ch |
Jos Schmid, jos@josschmid.com |
Gerda Tobler (Illustration), gerda.tobler@gerdatobler.ch |
Stefan Walter, mail@stefanwalter.ch

Gestaltung/DTP

HinderSchlatterFeuz, Zürich
mail@hinderschlatterfeuz.ch

Korrektur, Druck und Lithos

Swissprinters Zürich AG, Schlieren

Adresse

Universität Zürich
Kommunikation, Redaktion «magazin»
Rämistrasse 42, CH-8001 Zürich
Tel. 044 634 44 30, Fax 044 634 43 53
unimagazin@kommunikation.uzh.ch

Inserate

Zürichsee Werbe AG,
Seestrasse 86, CH-8712 Stäfa
Tel. 044 928 56 11
Fax 044 928 56 00
info@zs-werbeag.ch

Auflage

20 000 Exemplare. Erscheint viermal jährlich

Abonnenten

Das «magazin» kann kostenlos abonniert werden:
publishing@kommunikation.uzh.ch

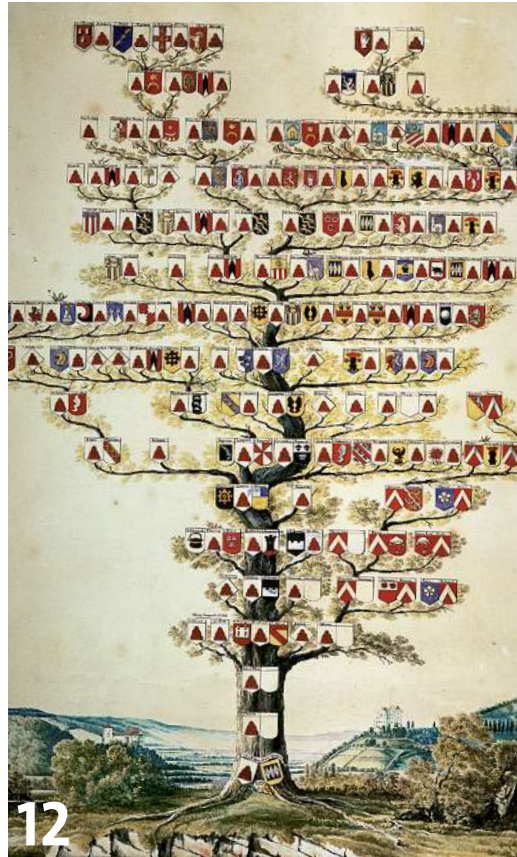
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit
Genehmigung der Redaktion



Dieses Produkt wurde klimaneutral produziert.



FORSCHUNG



Gefährliche Erbschaften

Wie Verwandtschaft funktioniert

15 SVP ante Portas

Blocher & Co erobern die Vorstädte

18 Imaginiertes Morgenland

Der Orient inspirierte europäische Komponisten

20 Heilsbringer, die krank machen

Ein neuer Blick auf die Stammzellen

22 Verhängnisvolles Fressen

Wenn Haustiere sich vergiften

RUBRIKEN



Rezepte gegen Kostenexplosion

Wie Gesundheitsreformen aussehen könnten

6 Heureka

7 Philosophie des Alltags

8 Smalltalk

9 Buch fürs Leben

11 Kunststück/Rückspiegel

48 Essay

Mireille Schnyder über exotische Esskulturen

50 Porträt

Die Altphilologin Laura Gemelli

56 Bücher

58 Schlusspunkt



Artenvielfalt unter der Lupe: Das «Jena-Experiment» ist eines der weltweit grössten Biodiversitätsexperimente.

Heureka – Neues aus der Wissenschaft

Hilfsbereite Delfine

Delfinweibchen, die Hilfe von anderen Weibchen erhalten, sind bei der Aufzucht ihrer Nachkommen wesentlich erfolgreicher als solche, die ohne Hilfe auskommen müssen. Dies geht aus einer wegweisenden Studie hervor, an der Michael Krützen vom Anthropologischen Institut der Universität Zürich beteiligt war. Dass der Fortpflanzungserfolg im Tierreich von vererbten genetischen Merkmalen abhängt, war schon in mehreren Studien nachgewiesen worden. Doch auch soziale Komponenten, wie beispielsweise die Hilfe von nahen Verwandten, spielen eine Rolle. Für ihre Forschungen haben die Wissenschaftler nun erstmals diese beiden Faktoren gemeinsam betrachtet und dabei festgestellt, dass genetische und soziale Effekte voneinander abhängen. Die Studie konnte nachweisen, dass der Fortpflanzungserfolg von weiblichen Delfinen

zunimmt, je sozialer sie sind, oder wenn das Tier Verwandte hat, die ebenfalls Nachkommen erfolgreich grossziehen. Diese Interaktion von sozialen und genetischen Effekten in einer Population von wilden Delfinen zu zeigen, ist das Aussergewöhnliche der Studie.

PNAS Early Edition, 1007997107, doi 10.1073, 1–6.

Schwindende Vielfalt

Nimmt die Anzahl der Pflanzenarten in einem Gebiet ab, nimmt die Vielfalt aller anderen Organismen ebenfalls ab. Dies zeigt die Studie einer internationalen Forschergruppe über Biodiversität unter Beteiligung von Bernhard Schmid vom Institut für Evolutionsbiologie und Umweltwissenschaften der Universität Zürich. Die Vielfalt der Pflanzenarten ist so wichtig, dass sie die Vielfalt der höherstehenden Ebenen der Nahrungskette wie Pflanzen- oder Fleischfresser von unten

her bestimmt. Dies widerspricht der These, dass räuberische Tiere von oben her die Artenvielfalt steuern. Die Diversität der Pflanzenarten steuert neben der Artenvielfalt der anderen Organismen auch deren Populationsdichte und deren Beziehungen mit anderen Gliedern der Nahrungskette. Wichtig hierbei ist, dass diese Effekte direkt erfolgen und nicht über die ebenfalls diversitätsabhängige Biomasse der Pflanzen. «Die Vielfalt der Konsumenten und Räuber nimmt also nicht einfach zu, wenn man die Pflanzenbiomasse etwa durch Düngung erhöht, sondern erfordert ausdrücklich eine hohe Pflanzenvielfalt», erklärt Bernhard Schmid. Änderungen in der Pflanzenvielfalt ziehen sich dann kaskadenartig bis zu den höheren Ebenen der Nahrungskette hinauf. Die Studie fand im Rahmen des «Jena-Experiments» statt – eines der weltweit grössten Biodiversitätsexperimente.

Nature, Vol. 467, No. 7319 (2010), doi:10.1038/nature09492

Auge um Auge

Das Racheverhalten im Konflikt zwischen Israeli und Palästinensern beruht auf Gegenseitigkeit. Ein internationales Team von Wissenschaftlern hat herausgefunden, dass sowohl die Angriffe der Palästinenser wie jene der Israeli heftige Vergeltungsschläge der Gegenseite auslösen. «Wir haben festgestellt, dass wenn eine Seite die andere angreift, sie damit ihrem eigenen Volk eine bestimmte Anzahl zusätzlicher Todesfälle oder Raketenangriffe zufügt», erklärt Hauptautor Johannes Haushofer, Neurobiologe und Ökonom an der Universität Zürich, «wenn zum Beispiel israelische Streitkräfte fünf Palästinenser töten, erhöhen sie die Wahrscheinlichkeit um 50 Prozent, dass am nächsten Tag Israeli durch palästinensische Angriffe sterben.» Die Studie widerlegt frühere Befunde, wonach nur palästinensische Angriffe zu israelischen Vergeltungsschlägen führen, israelische dagegen nicht. Diese überholte Lesart des Konfliktes schreibt den Palästinensern die Angreiferrolle zu, während sich die Israeli nur verteidigen. Wie die Studie belegt, ist die Balance zwischen Aggression und Verteidigung ausgeglichener. Die Studie soll dazu beitragen, besser zu verstehen, weshalb sich solche Konflikte perpetuieren. Nancy Kanwisher, Professorin am MIT, macht eine «kognitive Verzerrung» dafür verantwortlich: «Beide Seiten sehen

Wir Reisetiere



Wer noch im 19. Jahrhundert zu reisen liebte (es waren nicht wenige; schliesslich gibt es in dieser Zeit schon eine recht gut ausgebildete Hotel- und Gastwirtschaftsindustrie), durfte – trotz vorhandener Dampfisenbahnen – auch Kutschenfahrten nicht allzu heftig hassen, wollte er am Zwiespalt zwischen Aversion und Lust nicht verzwei-

«In uns Menschen steckt offenbar ein mächtiger nomadischer Impuls. Wir sind von Natur aus Reisetiere oder <sesshaft Bewegliche mit originaler Veranlagung zum Fernweh.>»

fel. Zwar bin ich keineswegs Experte, aber es ist nicht besonders schwierig, sich vorzustellen, was das Reisen in Zeiten der zwei, manchmal vier oder sogar sechs PS-Kisten für den durchschnittlichen Passagier bedeutete: Enge und Rückenweh, seltsame Duftmischungen von Rossmist und Eau de Cologne, geschwätzige oder dumpfe Gefährten, vis-à-vis und Knie an Knie, plötzliche Wadenkrämpfe, die einen dazu zwingen, die Schabracke im linken Eck um eine Linderungsmassage zu bitten, Hunger und späte Toilettenstopps, endlose Niesanfälle wegen Pferdehaarallergien, grässliche Klaustrophobieattacken, Wanzen, Flöhe, Spinnen und die Furcht vor Dieben, diese ewige Angst vor Räubern beim Durchqueren finsterner Waldzonen usw. Wer so zu reisen verstand, der musste über Qualitäten verfügen, die heute rar geworden sind.

Das sollte man nicht vergessen, wenn man sich erinnert, wie viele Reisen etwa der nervöse Fritz Nietzsche unternahm, um in sein geliebtes Eng-

land zu kommen, oder Wagner, wenn er wegen irgendeiner seiner Leidenschaften (Ruhm, Frauen, Geld) wieder einmal rasch verschwinden musste. Das brauchte Zeit und eine Härte den eigenen Empfindlichkeiten gegenüber, die den gegenwärtigen Menschen (also vermutlich mich) schon unterwegs zermürben würden.

Endlich angekommen wäre man zwar kein Indianer, der noch auf seine Seele warten muss, aber meine Seele, erschöpft neben mir liegend, würde gewiss nur noch «Adieu» hauchen. – Man überlege, wie lange es dauern musste, von Venedig nach Sils zu fahren, oder von Dresden nach Zürich; bei maximal sechzig Kilometern pro Achtstundentag und sehr holprigen Strassen.

Warum ich das erzähle? Natürlich aus philosophisch-anthropologischem Interesse. In uns Menschen steckt offenbar ein mächtiger nomadischer Impuls. Menschen sind von Natur aus Reisetiere oder, balancierter formuliert, «sesshaft Bewegliche mit originaler Veranlagung zum Fernweh». Doch das ist eben bloss ein abstrakter Generalbegriff. Je genauer wir uns überlegen, was diese Mobilität jeweils gekostet und verlangt hat, desto besser erkennen wir die Differenzen; nicht nur zwischen den Bewohnern von Seldwyla und uns, sondern, zum Beispiel, zwischen den Troglodyten und dem CEO im Privatflugzeug. Wobei – schaut man genauer hin – diese Unterschiede auch wieder schrumpfen können.

So oder so: Wer reist, untersucht das Menschsein; das eigene nicht weniger als das fremde. Was bedeutet, dass wir allemal dieser bemerkenswerten Ambivalenz begegnen, die eine (jedenfalls fürs Alltagsphilosophieren typische) Erfahrung ist: einerseits überall und stets das Gleichbleibende der *condition humaine* zu sehen, andererseits das gänzlich Unerwartete, verblüffend Andere, erschreckend Fremde und inspirierend Neue. Semper idem, semper aliter. Das kann einen, je nach Gemütslage, melancholisch stimmen oder sammelwütig; den Philosophen macht es heiter.

Georg Kohler ist emeritierter Professor für Philosophie an der Universität Zürich

sich als Opfer, das nur auf die Gewalt der anderen reagiert. Dabei unterschätzten sie die eigene Rolle beim Provozieren dieser Gewalt.»

PNAS, Doi: 10.1073/pnas.1012115107

Neuer Tumorkiller

Forschende der Universität Zürich haben entdeckt, wie das Eiweiss Interleukin 12 das Immunsystem dazu bringen kann, Krebszellen unter Kontrolle zu halten oder gar zu eliminieren. Und sie haben den Zelltyp identifiziert, der dabei eine wichtige Rolle spielt. Die Studie könnte zur Entwicklung einer neuen Krebstherapie beitragen. Grundsätzlich ist das körpereigene Abwehrsystem bei der Erkennung und Eliminierung von bösartigen Tumorzellen höchst effizient. Trotzdem können sich Krebszellen der Immunkontrolle entziehen und unbehelligt wachsen. Insbesondere Patienten mit geschwächtem Immunsystem haben ein grösseres Risiko, an Krebs zu erkranken. Vor diesem Hintergrund suchte das Forscherteam um den Immunologen Burkhard Becher nach einer Möglichkeit, das Immunsystem so zu manipulieren, dass es auch bereits bestehende Tumoren angreift. Dabei ist es auf den erst vor kurzem identifizierten Zelltyp LTI gestossen und hat entdeckt, dass dieser durch Interleukin 12 dazu gebracht wird, bösartige Hautzellen zu zerstören. Bereits wurde die Wirkung von Interleukin 12 auf weitere Tumortypen geprüft, mit viel versprechenden Ergebnissen. Das nächste Ziel ist es zu testen, ob mit Interleukin-12-Therapien Krebspatienten geholfen werden kann.

Nature Immunology, DOI: 10.1038/ni.1947

Ausführliche Berichte zu den Themen unter: www.mediadesk.uzh.ch

Korrigendum: In der letzten Ausgabe (Nr. 3, Sept. 2010) wurde im Artikel «Der Griff zum Glimmstängel» ein zentraler Befund des Tabakmonitoring Schweiz vorgestellt: Die Zahl der Raucherinnen und Raucher in der Schweiz ist rückläufig. Irrtümlicherweise wurde erwähnt, dass wieder mehr Junge rauchen. Dies trifft jedoch nicht zu; auch bei Jugendlichen ist die Zahl der Rauchenden rückläufig. Bei den 14- bis 19-Jährigen ist beispielsweise der Rauchendenanteil um 9 Prozentpunkte von 31 Prozent im Jahr 2001 auf 22 Prozent im Jahr 2009 gesunken. Ein weiterer Befund zeigt aber auch, dass in der Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen im Vergleich zu anderen Altersgruppen am häufigsten geraucht wird (im Jahr 2009: 44 Prozent der Männer und 34 Prozent der Frauen). Detaillierte Ergebnisse können unter www.tabakmonitoring.ch abgerufen werden. Prof. Rainer Hornung



«Unternehmen setzen vermehrt auf lernfähige, flexible Menschen», sagt Pädagoge Philipp Gonon.

«Hochkarätiges Wissen ist gefragt»

Was ist ein universitärer Bachelorabschluss auf dem Arbeitsmarkt wert? In einer Studie von Pädagogik-Professor Philipp Gonon zeigen sich vor allem Banken an Bachelorabsolventen interessiert. Von Roger Nickl

Herr Gonon, Sie haben die Arbeitsmarktauglichkeit von Bachelorabschlüssen untersucht. Welchen Wert haben universitäre Bachelorabschlüsse auf dem Schweizer Arbeitsmarkt?

Philipp Gonon: Es wird nirgends eine so scharfe Unterscheidung zwischen einem universitären und einem Fachhochschulbachelor gemacht wie in Schweizer Betrieben. Der Fachhochschulbachelor wird als viel valabler angesehen als ein universitärer Bachelor, weil die meisten Absolventinnen und Absolventen eine Berufsausbildung gemacht haben und daher mehr berufliche Erfahrung mitbringen. Die Unternehmen wollen aber nicht nur noch Fachhochschulabsolventen. Man ist sich in der Wirtschaft bewusst, dass Leute mit einer Matura und einem Hochschulstudium Fähigkeiten mitbringen, die längerfristig an Be-

deutung gewinnen werden. Sie verfügen über ein breites Allgemeinwissen, reagieren flexibler auf neue Lernanforderungen und sind mobiler.

Sie haben Personalverantwortliche aus der Banken-, Maschinenbau-, Chemie- und IT-Branche befragt. In welchen dieser Branchen sind Hochschulabgänger mit einem universitären Bachelor besonders gefragt?

Gonon: Besonders die Banken haben sich als sehr offen erwiesen. Gefragt sind dort neben universitären Bachelorabsolventen auch Maturanden, die als Trainees einsteigen.

Wie erklären Sie sich diese Offenheit?

Gonon: In den Banken ist ein stark angelsächsisch geprägter Geist spürbar. Wie wir aus der letzten Bankenkrise gelernt haben, muss man in

dieser Branche auch vermehrt mit ausgefeilten Berechnungsmethoden umgehen können. Das erhöht den Sog in Richtung Verwissenschaftlichung und führt zu einer stärkeren Nachfrage nach hochkarätigem Wissen, wie es vor allem Universitätsabgänger produzieren.

Sie haben in Ihrer Studie festgestellt, dass Personalverantwortliche eine stärkere Akademisierung befürworten. Bedeutet dies, dass der Stellenwert des universitären Bachelors längerfristig steigt?

Gonon: Ja, das ist meine Prognose. Unternehmen setzen vermehrt auf lernfähige, flexible Menschen; der betriebliche Erfahrungshintergrund wird etwas an Stellenwert verlieren. Dies könnte bedeuten, dass der universitäre Bachelor in der Wirtschaft als eigenständiger Abschluss eine Zukunft hat. Aber momentan ist noch vieles offen: Wir wissen beispielsweise noch nicht, wie viele Studierende sich dazu entschliessen, nach dem Bachelor aufzuhören, oder ob der Masterabschluss der Regelabschluss bleibt. Zudem ist es ein Ziel von Bologna, die Beschäftigungsfähigkeit für alle Studiengänge auszuweisen. Davon ist in der Schweiz bis jetzt noch wenig wahrnehmbar.

Man müsste das berufsqualifizierende Wissen im universitären Grundstudium stärker gewichten?

Gonon: Ich persönlich gewinne dem klassischen universitären Bildungsgang viel ab, obwohl ich eine Professur für Berufsbildung habe. Aus Sicht des Arbeitsmarktes muss es aber klar in diese Richtung gehen. Wir sollten den Arbeitgebern signalisieren, dass das Hochschulbildungssystem viele Anschlussmöglichkeiten bietet.

Im Lizenziatssystem hatten Studienabbrecher nichts in der Hand – heute gibt es die Möglichkeit vor dem Regelabschluss, dem Master, einen Bachelor zu erwerben. Ist das für den Einstieg ins Berufsleben ein Gewinn?

Gonon: Da muss ich auf Erfahrungen zurückgreifen, die ich in Deutschland gemacht habe. In Bochum etwa wurde der Bachelor vor längerem eingeführt, was die Zahl der Studienabschlüsse massiv heraufsetzte. Mit einem formalen Abschluss hat man etwas in der Hand und ist auf dem Arbeitsmarkt gerade auch gegenüber Studienabbrechern sicher im Vorteil.

Kontakt: Prof. Philipp Gonon, gonon@igb.uzh.ch

Das Ende der Ewigkeit

Der frühe Zeitreiserman «Das Ende der Ewigkeit» von Isaac Asimov erzählt die Geschichte des «Technikers» Harlan. Er arbeitet in der «Ewigkeit», einer Organisation, die ausserhalb der Zeit angesiedelt ist. Ihre Mitglieder reisen mit Hilfe von «Kesseln» in verschiedene Jahrhunderte, um dort minimale Veränderungen der Realität vorzunehmen und auf diese Weise die Entwicklung der Menschheitsgeschichte in möglichst ruhigen Bahnen zu halten. Doch die Herrschaft der «Ewigen» über die Zeit ist begrenzt. Denn die «verborgenen Jahrhunderte» sind ihnen unzugänglich und unbekannt. Und als Harlan sich in eine Frau aus dem 482. Jahrhundert verliebt, steht die Ewigkeit vor ihrem Ende.

Damit ist der Rahmen einer Geschichte skizziert, deren nähere Einzelheiten hier nicht ausbreitet werden sollen, um potenziellen Leserinnen und Lesern nicht die Spannung zu nehmen. Ich habe dieses Buch zum ersten Mal während

meiner Studienzeit gelesen und bin dann immer wieder darin versunken. Es ist vor allem das Spannungsfeld zwischen Ewigkeit und Zeitlichkeit, zwischen Wandel und Unwandelbarem, das mich bis heute in seinen Bann schlägt. Natürlich sind solche Konzepte nicht neu und lassen sich zurückverfolgen wie etwa zu der berühmten Unterscheidung zwischen *tempus* und *aeuum* bei Augustin von Hippo. Aber in Asimovs Buch nimmt dieser Gegensatz buchstäblich literarische Gestalt an.

Faszinierend ist auch das meisterhafte Spiel mit temporalen Paradoxa, das natürlich in kaum einem guten Zeitreiserman fehlen darf. Denn Asimov lässt Harlan sich selbst begegnen und beschreibt den verzweifelten Versuch der «Ewigen», sich selbst durch Veränderungen der Vergangenheit immer wieder neu zu erschaffen. Diese Elemente in Asimovs Geschichte verweisen immer wieder auf eine für mich elementare Frage nicht nur des historischen Forschens. Augustin hat sie ebenso nüchtern wie prägnant formuliert:

Quid est enim tempus? – «Was ist denn überhaupt Zeit?» (Confessiones, XI, 17, nach der lateinisch-deutschen Ausgabe von Norbert Fischer, Hamburg 2000, 22f.).

Andreas Thier ist Professor für Rechtsgeschichte, Kirchenrecht, Rechtstheorie und Privatrecht an der Universität Zürich.

Isaac Asimov: **Das Ende der Ewigkeit**
Heyne Verlag 1999 (englisch als *The End of Eternity*, erstmals Doubleday 1955)



 **HTW Chur**
Hochschule für Technik und Wirtschaft
University of Applied Sciences

Master of Science

Vollzeit und Teilzeit

- **Business Administration**
Major Entrepreneurial Management, Major Tourism
- **Information Science**
Vertiefungen: Information Design,
Information Asset Management
- **Engineering (MSE)**
Schwerpunkt Telekommunikation und Multimedia

HTW Chur, Hochschule für Technik und Wirtschaft
Pulvermühlestrasse 57, CH-7004 Chur
Telefon +41 (0)81 286 24 24
E-Mail master@htwchur.ch, www.htwchur.ch/master

STUDIERN FÜRS LEBEN

➔ www.htwchur.ch

Mitglied der FHO Fachhochschule Ostschweiz





GEGEN GEWALT TÄTIG

Mit Ihrer Spende stärken Sie Jugendliche in unseren Projekten für ein Leben ohne Gewalt. In Afrika, Lateinamerika und in der Schweiz.

terre des hommes schweiz

Postkonto 40-260-2 • www.terredeshommes.ch

MOLINO
PIZZERIA
RISTORANTE

www.molino.ch



Studentenrabatt

SchülerInnen, StudentInnen und Lehrbeauftragte
essen gegen Vorweisung ihrer Legi

20% günstiger

Wir sind sieben Tage in der Woche für Sie da:

Ristorante FRASCATI

Zürich, Bellerivestrasse 2, Tel. 043 / 443 06 06

Ristorante Pizzeria MOLINO

Zürich, Limmatquai 16, Tel. 044 / 261 01 17

Zürich, Stauffacherstrasse 31, Tel. 044 / 240 20 40

Winterthur, Marktgasse 45, Tel. 052 / 213 02 27

Wallisellen, Einkaufszentrum Glatt, Tel. 044 / 830 65 36

Uster, Poststrasse 20, Tel. 044 / 940 18 48

Dietikon, Badenerstrasse 21, Tel. 044 / 740 14 18



Universität
Zürich ^{UZH}

UZH News

täglich online:

Neuigkeiten und Hintergründe

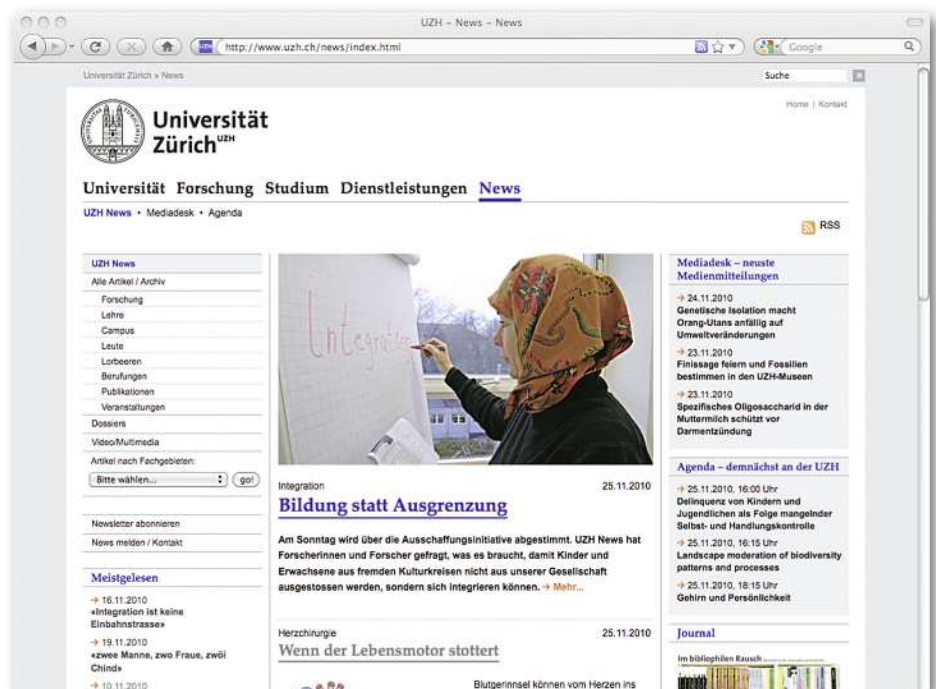
aus Forschung und Lehre

von der grössten Universität der Schweiz

→ www.uzh.ch/news

nichts verpassen mit dem Newsletter

→ www.uzh.ch/news/subscribe.html





Abgelehntes Kunstprojekt: das Nagelhaus am Zürcher Escher-Wyss-Platz.

Krieg der Bilder

Die Attraktion der diesjährigen Architekturbiennale in Venedig war ein Modell im Massstab 1 : 1 des für Zürich geplanten Nagelhauses. Alle Welt beneidete uns um dieses gemeinsam von den Londoner Architekten Caruso St John und dem Berliner Künstler Thomas Demand entwickelte Projekt. Während rund um den Globus der öffentliche Raum für den Meistbietenden zum Verkauf steht, reservierte Zürich ein Filetstück für ein künstlerisch-architektonisches Meisterwerk. Zur Debatte stand für einmal keine sogenannte «Drop Sculpture», die von einigen wenigen Kunstfreunden geschätzt wird, sondern ein Restaurant, das auch diejenigen anziehen kann, die sich weder für Kunst noch Architektur interessieren.

Das Projekt greift das Bild eines Hauses in der chinesischen Stadt Chongqing auf, dessen Besitzer sich lange Zeit standhaft weigerten, es einem Neubau weichen zu lassen. Aber auch diejenigen, die das nicht wissen, wären zwangsläufig sensibilisiert worden für die Ambivalenz und Rohheit der gegenwärtigen urbanen Transformation. Denn das Nagelhaus verweist nicht nur auf sich selber, sondern wie ein Vergrößerungsglas auch auf seine Umgebung. Es macht klar, dass das, was in China geschieht, auch uns betrifft.

Das Nagelhaus ist inzwischen bekanntlich durch eine Plakatkampagne verhindert worden, die das Restaurant auf ein Klosett reduzierte. Die Stadt war mit hässlichen Bildern verklebt, die zweifellos viel teurer waren als die geplanten Baukosten. Dank dieser Bilder werden sich die Passanten in Zukunft am Escher-Wyss-Platz wohl

tatsächlich mit einem Klo begnügen müssen. Aber es ging den Initianten wohl gar nicht um das Restaurant, sondern vielmehr darum, die bildliche Desensibilisierung der Menschen weiterzutreiben und den Boden für eine viel abgründigere Kampagne zu bereiten.

Besucher aus dem Ausland trauten ihren Augen nicht, wenn sie die Plakate erblickten, die für die Eidgenössische Volksinitiative zur Ausschaffung krimineller Ausländer warben. Während in den meisten Ländern rassistische Bilder, die Minderheiten aufgrund körperlicher, sprachlicher oder ethnischer Gemeinsamkeiten diskriminieren, verboten sind, prangten hier allorts Bilder von schwarzen Schafen, die von weissen Schafen vom Platz gestossen werden. Auf Flughäfen und Bahnhöfen empfing uns ein imaginiertes Fahndungsplakat, in dem suggeriert wird, dass jeder, der einen osteuropäischen Namen trägt und grobporige Haut hat, ein potenzieller Vergewaltiger sei.

Seit der Reformation ist bekannt, welche Macht den Bildern innewohnt, zu welcher gefährlichen Instrumenten sie in der religiösen und politischen Auseinandersetzung werden können und wie verheerend Bilderkriege sind. Bilder wie diejenigen von Caruso St John und Thomas Demand helfen uns, unsere Zeit und Umgebung klarer zu sehen, den Horizont zu erweitern und neue Begriffe zu finden. Bilder wie diejenigen der SVP-Kampagnen hingegen engen den Blick ein und helfen, jedes Argument im Keim ersticken. Um letztere sind wir nicht zu beneiden.

Philip Ursprung ist Professor für Moderne und zeitgenössische Kunst an der Universität Zürich. Mit dieser Kolumne verabschiedet er sich von seinen Leserinnen und Lesern. Er wird im Frühlingsemester 2011 eine Professur für Kunst- und Architekturgeschichte an der ETH Zürich übernehmen.

Studentenschreck

Dass der Pudel der Familie der Caniden (Hunde) angehört, dürfte landläufig bekannt sein, dass der Ausdruck zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch mit dem Amt des Pedellen in Verbindung gebracht wurde, wohl weniger. Wer aber war jener Pedell, den die Studenten in etwas abfälliger Weise als «Pudel» zu bezeichnen pflegten? Aufschluss darüber gibt uns die erste «Universitätsordnung für die Hochschule in Zürich vom 28. Herbstmonat 1832»: «§ 71. Der Pedell wohnt im Universitätsgebäude und führt die Aufsicht über das Gebäude, die Reinigung, Heizung und Beleuchtung desselben; er hat alle Unordnung und alles Lärmen davon entfernt zu halten. § 74. Er findet sich täglich in der Wohnung des Rektors ein, um dessen Aufträge zu erhalten. § 81. Der Pedell erhält 4 Batzen von jeder Citation, die durch Schuld des Studenten nöthig geworden.»

Der Pedell war also Hausmeister, Diener des Rektors und Studentenaufseher in Person. Als sehr zeitraubend erwiesen sich die sogenannten «Circulars», Rundbriefe des Rektors, die der Pedell allen Professoren persönlich vorbeibringen musste. Mit der Zunahme der Dozentenzahl war diese Aufgabe immer schwieriger wahrzunehmen. Aus diesem Grund erbat David Wirz, der erste Pedell der Universität Zürich, nach zwanzigjähriger Tätigkeit beim Erziehungsrat einen Kredit, «um in dringenden Fällen einen Gehülfen anstellen zu können, damit alle Geschäfte ihren gehörigen Fortgang haben», dem jedoch nicht stattgegeben wurde. Der Verantwortungs- und Aufgabenbereich sollte weiter stetig wachsen, so kam 1865 eine separate, ausführliche «Dienstordnung für den Pedellen» dazu, aus der wir entnehmen können, dass dem Pedellen nun auch die Ausübung der Hauspolizei oblag und er dafür zu sorgen hatte, Bettler, Schleifer (Landstreicher), Viktualienverkäufer (Lebensmittelverkäufer) und dergleichen sofort aus dem Hause und der Umgebung zu vertreiben. Mit Emil Rüeegg verabschiedete sich 1914 der vierte und letzte Pedell der Universität Zürich. Er wurde Universitätssekretär und leitete damit den Beginn der neueren verwaltungsmässigen Entwicklung ein. *Maurus Immoos*

Verwandtschaft aus Fleisch und Blut

Verwandtschaftsbeziehungen spiegeln die gesellschaftlichen Verhältnisse. Wer glaubt, diese seien im Laufe der Zeit immer freier und egalitärer geworden, irrt sich. Das zeigt die neuste historische Forschung. Von Thomas Gull

Ach, die liebe Verwandtschaft, sie macht uns manchmal zu schaffen. Heute genauso wie früher. Familie und Verwandtschaft – ein weites Feld für emotionale Verstrickungen, Intrigen und die wissenschaftliche Forschung. Ein Feld, das noch nicht wirklich gut bestellt ist, zumindest, wenn es um tragfähige Theorien zur Entwicklung der Verwandtschaft in Europa geht. Das ändert sich jetzt. Eine internationale Gruppe von Historikern verschiedener Zeitepochen mit dem Zürcher Geschichtswissenschaftler Simon Teuscher beschäftigt sich intensiv mit der Verwandtschaft in Europa zwischen dem 14. und dem 19. Jahrhundert.

Das Ziel der Gruppe, zu der unter anderen David Sabean, Geschichtswissenschaftler an der Universität von Kalifornien in Los Angeles, und Gérard Delille, ehemaliger Professor am Centre de Recherches Historiques in Paris, gehören, ist, eine grosse Theorie der Verwandtschaftsbeziehungen in Europa zu entwerfen. Diese Arbeit dürfte den einen oder anderen historischen Flurschaden anrichten. Denn was man bislang über die Entwicklung der Verwandtschaftsbeziehungen vom Spätmittelalter bis in die Neuzeit dachte, ist im Lichte der neuen Forschung nicht mehr haltbar. «Die historische Forschung postulierte, Modernisierung sei gleichbedeutend mit Individualisierung und einer Abnahme der kollektiven Bindungen», erklärt Simon Teuscher und fügt hinzu: «Das stimmt so sicherlich nicht.»

Gehorsame Söhne

Simon Teuscher hatte sich bereits für seine Lizenzarbeit mit mittelalterlichen Ich-Dokumenten beschäftigt. Aufgrund seiner Recherchen empfand er die These vom allmählichen Bedeutungsverlust von Familie und Verwandtschaft als «Provokation». Die Arbeit an seiner Dissertation über Politik und Verwandtschaft in der Stadt Bern im ausgehenden Mittelalter verstärkte seine Zweifel.

Im mächtigen Stadtstaat bildete sich im Laufe der Zeit ein exklusiver Kreis von Burgern heraus, die die wichtigen Ämter monopolisierten und weitervererbten. «Dabei spielte der Gehorsam der Söhne gegenüber den Vätern eine immer wichtigere Rolle», betont Teuscher, «wenn sie ausscheren, verlor die Familie ihren Status.» Das bedeutete: Der Einzelne musste sich zunehmend den Interessen der Familie unterordnen. Eine Tatsache, die im Widerspruch steht zur Theorie der sukzessiven Befreiung des Individuums.

Die Entwicklung im republikanischen Bern mit einer Ämteraristokratie, die ihre Pfründen vererbte, verläuft analog zu jener im deutschen Hochadel. Dort setzte sich im 15. Jahrhundert die Primogenitur durch: Der älteste Sohn erbt Titel und Ländereien, die anderen gingen leer aus. Diese patrilineare Form der Vererbung etablierte sich zwischen 1400 und 1700. Sie markiert die erste grosse Wende in den Verwandtschaftsbeziehungen, die Teuscher und seine Kollegen diagnostizieren. Die zweite setzte nach 1750 ein, angetrieben durch den Aufstieg des Bürgertums und die Industrialisierung.

Gleichberechtigte Töchter

Doch bleiben wir noch im Mittelalter. Vor der Etablierung der Primogenitur war das Erbrecht weitgehend egalitär, der Besitz wurde zwischen den Söhnen und Töchtern aufgeteilt. Diese Weitergabe des Familienvermögens spiegelt eine andere Konzeption der Verwandtschaft, die sich stark über die Ehe konstituierte. «Indem man heiratete, wurde man Teil der Familie des Ehepartners. Mit jeder neuen Heirat wurden die Vermögen und Ländereien der beteiligten Familien neu zusammengesetzt», erklärt Simon Teuscher, «dieses Verwandtschaftsmodell ist sehr horizontal, mit wenig zeitlicher Tiefe.» Die Egalität der Beziehungen spiegelte auch die Semantik: Verwandte, gleichgültig ob aus der eigenen Familie



Das Blut hält die Generationen zusammen. Baum der Blutsver



wandschaft aus der «Somme rurale» von Jean Bouteiller, Brügge 1471.

oder jener des Ehepartners, wurden als «fründe» bezeichnet.

Doch weshalb wurde diese aus heutiger Sicht «moderne» Form der Erbteilung aufgegeben? Teuscher nennt verschiedene Gründe für diese Entwicklung: «Wir sehen eine Art Erstarrung der Gesellschaft, die unter anderem damit zusammenhängt, dass der Adel sesshaft wurde und Güter und Pfründen eine politische Bedeutung erhielten.» Der frühmittelalterliche Adel vagabundierte mit Königen und Kaisern, die ihrerseits sehr mobil waren, durch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation von einer Pfalz zur nächsten. Die Güter waren unter Umständen weit verstreut. Das änderte sich im Laufe der Zeit. Ein zentrales Symbol dieses gesellschaftlichen Wandels waren die Burgen. «Eine Ressource, die man nicht teilen konnte, auch weil sie oft verbunden war mit einem Amt», sagt Teuscher. Wenn eine Familie an Macht und Einfluss gewinnen wollte, musste sie ihre Güter und Privilegien zusammenhalten. Wenn alle Nachkommen gleich viel erhielten, funktionierte das nicht.

Intrigen, Morde, Jagdunfälle

Einem alles zu geben und den anderen nichts, war allerdings problematisch. Die Einführung der Primogenitur wurde zu einer blutigen Sache. Wo man sich vorher bei der Teilung irgendwie finden konnte, ging es nun aufs Ganze. «Während der Einführung des neuen Modells häuften sich Intrigen, Morde und tragische Jagdunfälle», erzählt Teuscher. Für jene, die leer ausgingen, blieben manchmal geistliche Pfründen, der Gang ins Kloster oder der Solddienst.

Wie Teuscher mit seiner Forschung zeigen kann, veränderten sich mit der Bedeutung der verwandtschaftlichen Beziehungen auch die Metaphern, die für diese Verbindungen stehen. Die hochmittelalterlichen Eheleute vereinigten sich noch «im Fleisch». Die Ehe, der eheliche Sex, waren das Bindeglied zwischen den Familien. «Wer verwandt war, war vom gleichen Fleisch. Wenn man sich mit einer Frau im Fleisch vereinigte, verband man sich mit all ihren Verwandten», erklärt Teuscher.

Mit den patrilinearen Verwandtschaftsstrukturen setzte sich auch eine neue Metapher durch: jene des Blutes. Dieses verbindet nicht mehr primär die Ehepartner und ihre Familien, es hält

vielmehr die Generationen zusammen, über die das Blut weitergegeben wird. «Blut kann blau, rot, schwarz sein, es kann vermischt und verdünnt werden. Blut mischt man, Fleisch vereinigt man», sagt Teuscher. Das lineare Verhältnis der Weitergabe des Blutes passte zur Dynastiebildung. Die Verwandtschaftsbeziehungen waren nicht mehr horizontal, sondern vertikal ausgerichtet und sie bekamen zeitliche Tiefe. Die Herkunft und deren möglichst lückenloser Nachweis wurden wichtig. Das dokumentieren die zahlreichen Stammbäume aus jener Zeit, die mit realen und fiktiven Vorfahren bestückt wurden.

Die «romantische Liebe»

Die zweite historische Wende, mit der sich die Forschergruppe befasst, bahnte sich nach 1750 an. Die patrilinearen Verwandtschaftsstrukturen wurden durch egalitäre verdrängt. Ausgelöst wurde diese zweite grosse Umwälzung wiederum durch gesellschaftliche Veränderungen. Der Reichtum des neuen Bürgertums, das mit der Industrialisierung entstand, beruhte nicht mehr auf dem Besitz von Land und Titeln, sondern von Kapital und Produktionsmitteln. Beides war mobiler, konnte in neuer Weise aufgeteilt und neu zusammengeführt werden. Teuscher spricht von der «Verflüssigung» der Vermögen. Ausserdem fegte die Französische Revolution das Ancien Régime hinweg.

Künftig galt, dass Ämter nicht mehr vererbt, sondern nach Eignung vergeben werden sollten. Und das von Napoleon 1804 eingeführte französische Zivilrecht verlieh den Frauen das volle Erbrecht. Das neue egalitäre Erbrecht, das sich gegen den Adel richtete, führte im Zusammenspiel mit dem neuen gesellschaftlichen Phänomen der Cousinenheirat zur Bildung neuer Klassen. «Erst nach 1750 nahm die Cousinenheirat explosionsartig zu, das dokumentieren unter anderem die über Jahrhunderte hinweg beim Papst deponierten Dispensgesuche», sagt Teuscher. Im Zuge der revolutionären Veränderungen wurden die Heiratsverbote innerhalb der engeren Verwandtschaft aufgehoben, nur die katholische Kirche hielt an der Ächtung dieser inzestuösen Verbindungen fest.

Die Folge war, dass innerhalb des Familienverbandes geheiratet und so das Vermögen zusammengehalten werden konnte, selbst wenn die

Töchter ebenfalls erbten. Vor allem im Grossbürgertum prägten sich auf diese Weise neue rigide Familienstrukturen aus, die darauf ausgerichtet waren, innerhalb der eigenen Familie oder zumindest der eigenen Klasse zu heiraten. Gut zu diesen neuen gesellschaftlichen Zwängen passten paradoxerweise gerade die Konzepte der freien Partnerwahl und der «romantic love». «Plötzlich wird entscheidend, das beide gerne Goethe lesen. Der Geschmack wird zu einer wichtigen Basis für die Liebe», sagt Teuscher. Diese gleichgesinnten Partner fand man dann in der Sommerfrische, die man im 19. Jahrhundert mit Cousins und Cousinen am Meer verbrachte.

Näher an der Realität

Wie die neue Forschung zur Bedeutung von Verwandtschaft zeigt, ist die Gemengelage weit komplexer und die historische Entwicklung verlief anders als bisher angenommen. So ist der Einzelne bei seiner Entscheidung, wen er heiratet, nicht grundsätzlich freier geworden – gesellschaftliche Zwänge gibt es im Mittelalter genauso wie im 19. Jahrhundert, nur haben sie eine andere Ausprägung.

Und die Vorstellung einer geradlinigen Entwicklung von ursprünglich patrilinearen zu egalitären Verwandtschaftsbeziehungen erweist sich im Lichte der neuen historischen Forschung als Trugschluss. Teuscher und seine Kollegen sind dabei, eine neue historische Theorie der Verwandtschaftsbeziehungen zu entwickeln, die sich näher an der geschichtlichen Realität bewegt als die bisherigen. Ein Unterfangen mit guten Aussichten auf Erfolg.

Kontakt: Prof. Simon Teuscher, simon.teuscher@hist.uzh.ch

Zusammenarbeit: Prof. David W. Sabeau, University of California, Los Angeles, Prof. Francesca Trivellato, Yale University, Prof. Gérard Delille, EHESS Paris

Von der Bauern- zur Agglopartei

Die SVP ist ein Erfolgsmodell. Die ehemalige Bauernpartei findet ihre Wähler zunehmend auch in den wachsenden, stadtnahen Gebieten. «Je mehr Vorstadt, desto mehr SVP», sagt der Politologe Daniel Kübler. Von Roland Gysin

In der Schweizer Politikforschung gibt es seit Jahren ein Thema, das die Zunft umtreibt, sagt Daniel Kübler. Es ist die Frage nach den Gründen für den Erfolg der Schweizerischen Volkspartei (SVP). Sind es die Ausländer, ist es die EU, die

Uno oder das aggressive Politmarketing? Die Politlandschaft in der Schweiz hat sich in den letzten zwanzig Jahren total verändert. Die prägenden Gegensätze «Stadt-Land», «religiös-weltlich», «Zentrum-Peripherie» und «Arbeiter-Unterneh-

mer» haben sich überlebt. Seit dem Nein der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) 1992 steht ein anderer Konflikt im Vordergrund: «Öffnung versus Abgrenzung». Und gerade hier gelang es der SVP Abwehr- und Verlustängste für sich zu monopolisieren. Doch warum eigentlich? Weshalb steigerte die SVP bei den National- und Ständeratswahlen ihren Wähleranteil von 11 Prozent 1991 auf fast 29 Prozent 2003, während gleichzeitig bürgerliche Grossparteien und die SP verloren?

Daniel Kübler, Professor für Demokratieforschung und Public Governance am Institut für Politikwissenschaft der Universität Zürich und



Mit dem Umzug von der Stadt aufs Land ändert sich oft nicht nur die Adresse, sondern auch die politische Gesinnung.

Abteilungsleiter am Zentrum für Demokratie Aarau, und seine Mitarbeiter Urs Scheuss und Philippe Rochat erklären diesen beispiellosen Erfolg in einer noch unveröffentlichten Studie mit den veränderten Siedlungsstrukturen. 1950 lebten in der Schweiz über die Hälfte der Einwohnerinnen und Einwohner auf dem Land, fernab von urbanen Zentren. Heute beträgt der Anteil der Landbevölkerung 25 Prozent, während 75 Prozent der schweizerischen Bevölkerung in städtischen Gebieten lebt. Für Kübler ist klar: «Je mehr Vorstadt, desto mehr SVP, desto weniger SP und auch desto weniger FDP und CVP. Die SVP ist keine Bauernpartei mehr, sondern eine Agglopartei – und erst noch mit rosigen Aussichten.»

Neoliberale Vorstädte

In den letzten vier Jahren haben die Politologen im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunktes Demokratie (NCCR Democracy, siehe Kasten) 482 Gemeinden untersucht. Unterschieden nach Kernstadt und vier ringweise um die Zentren angeordneten Vorstadt-Typen: arme Vorstädte, Mittelklassvorstädte, wohlhabende Vorstädte und ehemals ländliche Gebiete mit lockerer Bebauung. Ausgangspunkt der Studie war die empirische Beobachtung, dass sich die Präferenzen und Bedürfnisse der Einwohner der Kernstädte von denjenigen der Vorstädte unterscheiden. Doch weshalb? Und wie? Und mit welchen Folgen auf das Wahlverhalten?

Untersucht wurden die Agglomerationen, das heisst Kernstadt und Vorstädte von Zürich, Basel, Genf, Bern, Lausanne, Luzern und Lugano. Gefragt haben die Wissenschaftler unter anderem nach dem Wohlstand, nach der Arbeitslosenquote, nach dem Bildungsabschluss, wie viel Wohnfläche zur Verfügung steht oder wie gross der Anteil von Wohnungen oder Häusern ist, die in den letzten zwanzig Jahren gebaut wurden. Ebenfalls von Interesse: der Anteil der im Ausland Geborenen oder von Personen unter 18 oder über 65 Jahren.

Die Resultate geben trotz regional unterschiedlicher Ausprägungen ein einheitliches Bild. Zwar leben in den Kernstädten von Bern und Luzern nur halb so viele Menschen, die im Ausland geboren sind wie in Genf. Dennoch gilt: Je weiter weg von der Kernstadt jemand wohnt, desto ge-



In den Vorstädten fällt die SVP-Propaganda auf fruchtbaren Boden.

ringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass er oder sie im Ausland geboren ist. Und je wohlhabender die Menschen sind, desto weiter entfernt von der Kernstadt wohnen sie und desto eher in neueren Häusern. In der Agglomeration Luzern sind im äussersten Ring über zwei Drittel der Wohnungen und Häuser in den letzten zwanzig Jahren gebaut worden. In Zürich ist es fast die Hälfte, in Basel, Bern, Lausanne und Genf sind es gut 40 Prozent. In den weniger wohlhabenden Vorstädten des ersten und zweiten Gürtels ist dieser Wert durchwegs um rund einen Drittel tiefer.

Flüchtlinge aus der Kernstadt

«Für sich genommen sind diese Zahlen nicht unerwartet», sagt Daniel Kübler. «Spannend wird es erst, wenn man sich vergegenwärtigt, dass in den verschiedenen Agglomerationsgürteln verschiedene Lebenswelten anzutreffen sind. Und diese widerspiegeln nicht nur die Mentalitäten der Einwohner, sondern sie beeinflussen sie auch – und zwar massiv.» Wer zum Beispiel aus der Kernstadt Zürich in eine ehemals ländliche Wohngemeinde wie Maur, Herrliberg oder Oberrieden zieht, sieht die Welt nach dem Umzug mit andern Augen. Plötzlich gibt es neue Bedürfnisse und Präferenzen. Kübler: «Weil die Kadenz des öffentlichen Verkehrs nicht mehr so hoch ist oder die S-Bahn ständig überfüllt ist, kauft man sich ein Auto. Früher hätte man die Offroad-Initiative garantiert unterschrieben. Heute ist man unsicher, weil die neuen Nachbarn mit ihrem 4x4 ganz sympathisch sind.»

Solche Trends seien auch international feststellbar, auch wenn nicht in allen Ländern gleich stark, sagt Kübler. In den USA zum Beispiel lasse sich der Ursprung nationalkonservativer, neoliberaler Bewegungen – ähnlich wie in der Schweiz, aber anders als etwa in Deutschland – eindeutig in die Vorstädte zurückverfolgen. «Die Leute sind marktorientiert und entwickeln Eigeninitiative. Sie stellen Nannies an, weil es keine Krippen gibt, und sie fahren mit dem Privatauto, weil es keine öffentlichen Verkehrsmittel gibt.» Für einen starken Staat oder für Umverteilungen sind solche Kernstadt-Flüchtlinge nicht zu haben.

Vergangenheitsnostalgiker

Doch weshalb wählen sie in der Schweiz SVP und nicht FDP? Kübler: «Wer Geld hat, wohnt in den

reichen Vorstädten, etwa an der Zürcher Goldküste, und wählt weiterhin FDP, vielleicht neu auch die Grünliberalen.» Die SVP hingegen ist vor allem stark in den sozial segregierten Vorstädten wie etwa die Zürcher Gemeinden Schlieren oder Dietikon mit hohem Ausländeranteil. «Die Stadt Dietikon ist ein Paradebeispiel für diese Entwicklung», sagt Kübler. 1979 wählten 13,9 Prozent SVP. 2003 waren es 37,5 Prozent. Gleichzeitig stieg der Ausländeranteil von 24 Prozent auf gegen 40 Prozent. Daneben findet die SVP auch weiterhin grossen Anklang bei der traditionell mittelständischen und bäuerlichen Wählerschaft in ländlichen Gemeinden. Dabei haben gemäss Kübler Alt- und Neu-SVP-Wähler und -wählerinnen eines gemeinsam: Sie sind Vergangenheitsnostalgiker und fühlen sich durch die Folgen der Globalisierung bedroht.

Während die Vorstädte Richtung rechts und nationalkonservativ marschieren, formiert sich in den Kernstädten zunehmend eine linke Wählerschaft. Diese ist entweder auf staatliche Zuwendungen angewiesen oder erfreut sich an den vielfältigen, staatlich subventionierten Kultureinrichtungen, am dichten Krippenangebot und am gut ausgebauten öffentlichen Verkehr. Immer mehr würden die Kernstädte und die reichen Vorstädte zudem auch von Europas Reichen und Superreichen entdeckt. Dadurch steigen die Mieten und Häuserpreise. Die Alteingesessenen und deren Nachkommen hätten dadurch Mühe, bezahlbaren Wohnraum zu finden. Die Folge: Die SVP gewinnt neue Wähler. «Denn», so Kübler, «diese Vertriebenen haben «gelernt», dass internationale Öffnung ihren Interessen entgegenläuft.»

Auseinanderdriftende Lebenswelten

Ebenfalls kritisch für die Zukunft linker Parteien ist die tiefe Wahlbeteiligung in den anonymen und multikulturell bevölkerten Kernstädten bei gleichzeitig vergleichsweise hoher Beteiligung in den Vorstädten. Kübler: «Linke Parteien haben zwar keine Schwierigkeiten, in den Kernstädten eine Mehrheit zu erlangen. Aber in kantonalen oder nationalen Wahlen ist für linke Parteien die tiefe Stimmbeteiligung in ihren Kernstadt-Hochburgen ein Handicap.»

Auffallend ist auch, dass die sozialräumliche Entwicklung hin zu einer «Vorstädterung»

dazu führt, dass das Verständnis für die Probleme der jeweils Anderen abnimmt. «Die Leute in der Kernstadt verstehen schlicht immer weniger, wie die Vorstädte ticken und umgekehrt», zeigt sich Kübler besorgt. Das zeige sich zum Beispiel in Verkehrsfragen, etwa wenn Kernstädte regional bedeutende Verkehrsachsen beruhigen möchten, ohne sich zu überlegen, welche Folgen dies für das Umland hat. Oder im umgekehrten Fall, wenn reiche Vorstädte sich für tiefere Beiträge in den Finanzausgleich einsetzen, oder sich weigern, an kernstädtische Kultureinrichtungen Beiträge zu bezahlen. Beides sind typische Beispiele für das Auseinanderdriften der Lebenswelten von Kernstadt und Vorstädten – und für den Erfolg der SVP in Dietikon und anderswo.

Kontakt: Prof. Daniel Kübler, daniel.kuebler@ipz.uzh.ch

Literatur: Daniel Kübler, Urs Scheuss, Philippe Rochat: The metropolitan bases of political cleavages in Switzerland, in: Jefferey Sellers, Daniel Kübler, Alan Walks, Melanie Walter-Rogg (eds.): The political ecology of the metropolis, Essex: ECPR Press (erscheint 2011)

NCCR Democracy

Der NCCR Democracy (National Center of Competence in Research) untersucht die wichtigsten Herausforderungen für die Demokratie im 21. Jahrhundert – namentlich die Globalisierung und der zunehmende Einfluss der Medien auf die Politik. Der NCCR Democracy besteht aus fünf Forschungsmodulen und zwei Wissenstransfer-Projekten. In der ersten Phase (Oktober 2005 bis September 2009) gab es insgesamt 24 individuelle Forschungsprojekte mit einem Budget von 14,6 Millionen Franken. In der zweiten Phase (Oktober 2009 bis September 2013) setzt sich der NCCR aus 20 Projekten zusammen. Das Budget in der zweiten Phase beträgt 14,9 Millionen Franken. Die Universität Zürich als Heiminstitution ist mit 3,37 Millionen Franken beteiligt. Insgesamt sind am NCCR Democracy 17 Hochschulen und wissenschaftliche Zentren mit fast hundert Wissenschaftlern beteiligt. 2009 war der NCCR auch massgeblich an der Gründung des Zentrums für Demokratie in Aarau beteiligt.

Orientalischer Musenkuss

Der Orient war im 19. Jahrhundert in Europa en vogue. Während sich Komponisten am Schreibtisch ihr eigenes Morgenland imaginierten, ergründeten Forscher vor Ort die Geheimnisse der arabischen Musik. Von Roger Nickl

Die arabische Welt beschäftigt die Europäer nicht erst seit heute. Auch im 19. Jahrhundert schlug der Orient Künstler und Wissenschaftler in seinen Bann – wenn auch unter ganz anderen Vorzeichen. «Der Orient war eine Gegenwelt für vieles, was in der Zwangsjacke der europäischen Kultur keinen Platz hatte», sagt Musikwissenschaftler Hans-Joachim Hinrichsen, «er bot eine Projektionsfläche für beliebig formbare Utopien.»

Auslöser für die Orientbegeisterung in Deutschland waren literarische Werke. Etwa Goethes «Westöstlicher Divan» (1819) oder die Lyrik des Dichters, Übersetzers und Orientalistik-Professors Friedrich Rückert. Nicht selten wurde in diesen Texten das Bild eines Morgenlandes heraufbeschworen, in dem erotische Freizügigkeit, Kneipbesuche und ausschweifender Alkoholgenuss an der Tagesordnung waren. Mit der Realität der arabischen Welt hatte das wenig zu tun, viel aber mit den Sehnsüchten der Europäer. Hans-Joachim Hinrichsen beschäftigt sich seit langem mit der europäischen Konstruktion des Orientbildes im 19. Jahrhundert und er untersucht, welche Auswirkungen dieses auf die Musik der Zeit hatte.

Musikalischer Exotismus

Denn auch Komponisten liessen sich vom Orientfieber anstecken. Franz Schubert und Robert Schumann etwa vertonten orientalisch inspirierte Gedichte von Goethe und Rückert. Auf die Tonsprache hat sich das aber kaum niedergeschlagen. «Sie verwendeten weder exotische Tonleitern noch fremdartige Akkorde», sagt Hans-Joachim Hinrichsen, «dennoch findet Schumann in der kompositorischen Auseinandersetzung mit Rückert-Gedichten zu einem neuen, spezifischen Ton.» Die Beschäftigung mit der literarisch vermittelten, fremden Welt, so scheint es, gab neue Impulse, die eigene Tonsprache zu erweitern – «auch wenn das nur schwer dingfest zu machen ist», meint Hinrichsen.

Ganz anders war dies im Fall des französischen Komponisten Félicien David, der als einer der Schöpfer des musikalischen Exotismus gilt. David machte sich 1833 in den Nahen Osten auf. Er besuchte zuerst Istanbul, Jaffa und Jerusalem. Danach reiste er nach Ägypten weiter. Von seiner Reise in die ihm fremde Welt der Töne und Klänge brachte er einen Koffer voll musikalischer Ideen mit, die er in der symphonischen Ode «Le désert» verarbeitete.

Getrennte Klanguniversen

«Le désert» ist ein typisch europäisches Werk, das aber eine Fülle vom Orient inspirierter Melodien und Rhythmen enthält. Die Uraufführung des Werkes 1844 war ein phänomenaler Erfolg und gab dem Schaffen des Komponisten neuen Auftrieb. Negative Reaktionen des Publikums löste einzig der von einem Solotenor vorgetragene Gebetsruf eines Muezzins aus, den David im letzten Teil seines Werkes vertonte. Für damalige Ohren muss die von Halbtönen geprägte Melodielinie äusserst verwirrend geklungen haben. Vielleicht konnte sie gerade deshalb die Fremdheit des Orients im Konzertsaal heraufbeschwören.

Obwohl Félicien Davids Vertonung eines islamischen Gebetsrufs für Konzertbesucher im 19. Jahrhundert irritierend gewesen sein mag – seine Komposition bewegte sich ganz im europäischen Tonsystem. Von einer realistischen Nachahmung eines Muezzinrufs – das kann man heute auf Grund von Tonaufnahmen beurteilen – war er meilenweit entfernt. Dies kommt nicht von ungefähr, denn die europäische und die arabische Musik sind zwei eigenständige Ton- und Klanguniversen. Orientalische Musik verwendet im Gegensatz zur europäischen auch Mikrotöne – Intervalle, die kleiner sind als ein Halbton – und verfügt deshalb über ein viel reicheres Tonmaterial. Sie ist meist einstimmig, komplizierte har-

monische Bewegungen europäischen Zuschnitts kennt sie nicht. Zudem spielt die Improvisation in der arabischen Musik eine viel grössere Rolle als in der westlichen Kunstmusik. Und sie wird im Gegensatz zur europäischen Tradition nicht notiert, sondern mündlich von Generation zu Generation weitergegeben.

All diese grundlegenden Unterschiede wirkten sich aus, wenn Orientreisende wie David ihre Höreindrücke auf das Papier brachten. «Wollten Europäer in einer Zeit, in der es noch keine Aufnahmegeräte gab, arabische Musik festhalten, mussten sie sie aufschreiben», sagt Hans-Joachim Hinrichsen, «das bedeutete aber auch, sie mussten sie in das europäische Notationssystem zwingen.» Dadurch wurde die Musik notwendigerweise deformiert. Es wurden ihr europäische Konventionen und Hörgewohnheiten aufgedrängt, wie Félicien Davids komponierter Muezzinruf belegt.

Mit solchen Übersetzungs- und Notationsschwierigkeiten kämpften nicht nur die wenigen Komponisten der Zeit, die sich konkret mit der arabischen Musik auseinandersetzten. Sie beschäftigte auch Forscher, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend für das Musikschaffen im Orient begeisterten. Wie europäische Wissenschaftler die arabische Musik wahrgenommen haben und wie sich der musikwissenschaftliche Diskurs im 19. Jahrhundert entwickelt hat, untersucht Hinrichsens Mitarbeiterin Nadejda Lebedeva in einem Forschungsprojekt.

Napoleons Forschertross

Als erste ausführliche Quelle zur Musik der Araber galt im 19. Jahrhundert eine Abhandlung des Franzosen Guillaume-André Villoteau, die im 14. Band der «Description de l'Égypte (état moderne)» publiziert wurde. Villoteau gehörte zu einem Tross von Wissenschaftlern, der Napoleon zwischen 1798 und 1801 auf seinem Ägyptenfeldzug begleitete, um Land und Sitten zu beschreiben und zu erforschen.

Villoteau war von den kunstvollen Gebetsrufen der Muezzins fasziniert und versuchte sie auf Papier zu bannen. Dabei versah er die der westlichen Musik fremden Mikrotöne mit speziellen Zusatzzeichen. «Aber auch wenn sich die Wissenschaftler damals um Objektivität bemühten, konnten sie die arabische Musik nicht ad-



Faszinierte die Orientreisenden im 19. Jahrhundert: die kunstvollen Gebetsrufe der Muezzins.

äquat erfassen», betont Hans-Joachim Hinrichsen, «das führte teilweise dazu, dass sie in Europa als trivial und unterentwickelt wahrgenommen wurde.»

Urgeschichte der Musikethnologie

Villoteaus Orientstudien stehen am Anfang einer Entwicklung, die rund 100 Jahre später in die Gründung eines neuen Faches mündete: die Musikethnologie. In ihrem Projekt blickt Nadejda Lebedeva quasi auf die Urgeschichte dieses Faches zurück und sie zeichnet die Wege und die Probleme nach, mit denen die Forscher beim Wissenstransfer von der einen Musikultur zur anderen konfrontiert wurden. Ein bislang in der historischen Musikwissenschaft unbeackertes Feld. Zudem erforscht Lebedeva, inwieweit das wachsende Wissen über die arabische Musik – etwa durch Lexikoneinträge – ins Bewusstsein der Öffentlichkeit diffundierte und so die Wahrnehmungen des Orients mitprägte.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurden die Weichen dann neu gestellt: Mit der damals entstehenden Aufnahmetechnik konnten die europäischen Musikforscher die arabische Musik nun in ihrer ganzen Komplexität festhalten und untersuchen. Und in den darauf folgenden Jahrzehnten vermittelten Tonträger den Menschen in Europa ein ganz neues, realistischeres Hörbild des klingenden Orients.

Kontakt: Prof. Hans-Joachim Hinrichsen, hjhinrichsen@access.uzh.ch, Nadejda Lebedeva, n.lebedeva@access.uzh.ch

Finanzierung: Schweizerischer Nationalfonds

Zusammenarbeit: Nationaler Forschungsschwerpunkt «Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven» an der Universität Zürich

Bösartige Stammzellen

Stammzellen haben das Potenzial zu heilen, können aber auch entarten und Tumore auslösen. Der Entwicklungsbiologe Lukas Sommer erforscht diese Mechanismen an Haut-Stammzellen. Von Susanne Haller-Brem

Die meisten Körperzellen haben eine begrenzte Lebensdauer. Hautzellen zum Beispiel werden nur etwa zwei Wochen alt, sterben dann ab und müssen durch neue ersetzt werden. Für den Nachschub sorgen Stammzellen, die sich in unteren Hautschichten befinden. Durch Teilung können sich diese selbst ein Leben lang erneuern und spezialisierte Körperzellen bilden. Diese Art von Stammzellen ist schon lange bekannt. Doch vor kurzem wurde in der Haut eine weitere Sorte von Stammzellen entdeckt, die Neuralleisten-Stammzellen, kurz NCSCs (Neural Crest Stem Cells).

NCSCs spielen während der Embryonalentwicklung eine wichtige Rolle. Wie Lukas Sommer und sein Team am Anatomischen Institut der Universität Zürich zeigen konnten, kommen NCSCs auch im erwachsenen Körper von Mäusen und Menschen vor. Und die Stammzellenforscher fanden entartete Zellen mit Eigenschaften von NCSCs auch im Melanom, dem schwarzen Hautkrebs. Damit begann eine spannende Kooperation mit Onkologen, Dermatologen und Pathologen, die zu interessanten Ergebnissen führte, wie Lukas Sommer erklärt: «Wir konnten zeigen, dass adulte NCSCs sowohl eine physiologische als auch eine pathologische Funktion annehmen können.» Das heisst, adulte NCSCs tragen beides in sich, das Gute und das Schlechte, sie können dem Körper helfen, gesund zu bleiben, oder sie können entarten und ihn krank machen.

Wunden heilen

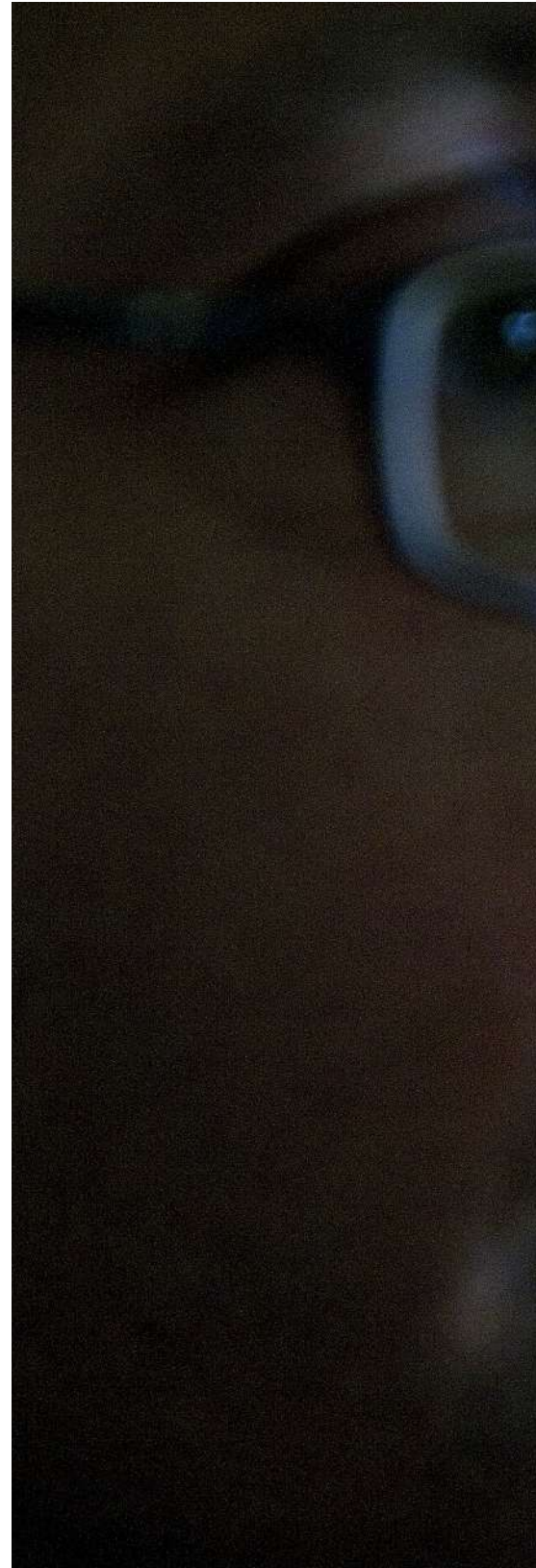
Bis heute ist unklar, welche Funktion adulte NCSCs haben. Doch adulte Stammzellen sind meist an Reparatur- und Erneuerungsprozessen beteiligt. Lukas Sommer vermutet deshalb, dass NCSCs bei der Wundheilung oder bei der Pigmentierung der Haut eine Rolle spielen. Wie die Forscher zeigen konnten, können sich NCSCs aus der Haut in Nerven-, Knorpel- und Knochenzellen, aber auch Muskelzellen ausdifferenzieren.

Dieses Potenzial der Zellen erstaunt nicht, denn die Neuralleiste ist eine Zwischenstruktur im Embryo, aus der später das periphere Nervensystem, Pigmentzellen, Teile der Herzgefässmuskulatur, aber auch der Zähne oder Knorpel-elemente des Kiefers hervorgehen.

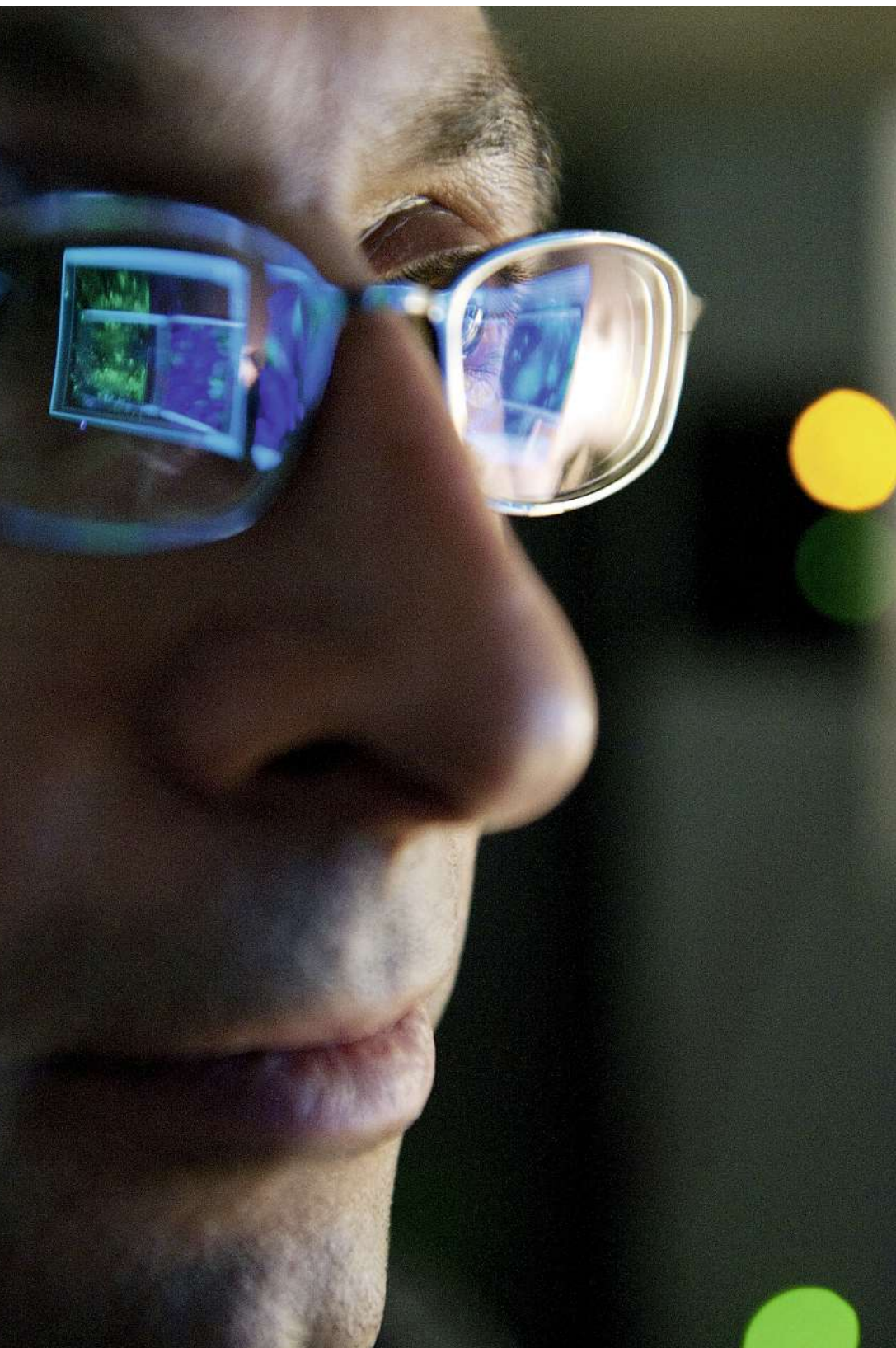
Die Forscher haben auch aus menschlichem Hautgewebe NCSCs isoliert. Im Labor untersuchen sie nun, wie sich diese NCSCs zu spezialisierten Zelltypen ausdifferenzieren. Welche externen Signale und internen Veränderungen braucht es etwa, damit aus ihnen beispielsweise Nervenzellen oder Pigmentzellen werden? Sommer nennt zwei Ziele dieser Forschung: «Einerseits können wir die grundlegenden Mechanismen studieren, die es einem Organismus erlauben, sich zu entwickeln. Andererseits hoffen wir, dass sich die Wundheilung beschleunigen lässt.» Erste Ergebnisse zeigen, dass die Wundheilung umso besser ist, je mehr dieser NCSCs vorhanden sind. Der nächste Ansatz wird sein, dass man diese Stammzellen wegnimmt und schaut, ob dadurch die Wundheilung beeinträchtigt wird.

Stammzellen fördern Bildung von Metastasen

Wie die Forschung von Sommer belegt, können Stammzellen nicht nur heilen, sondern auch krank machen. Inzwischen konnten entartete NCSCs im schwarzen Hautkrebs nachgewiesen werden. Und, ein weiterer wichtiger Befund: Die Wahrscheinlichkeit der Metastasenbildung korreliert mit der Anzahl entarteter NCSCs im Melanom. «Je mehr dieser Stammzellen im Tumor vorhanden sind, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass der Krebs metastasiert und der Patient daran stirbt», sagt Lukas Sommer. Seiner Arbeitsgruppe gelang es zudem, mit wenigen Stammzellen aus dem Melanom wieder einen Tumor herzustellen. Die Forschungsergebnisse stützen die bis heute noch nicht endgültig bewiesene Hypothese, dass Stammzellen eine wichtige Rolle



Stammzellen können eine wichtige Rolle bei der Krebsentstehung spielen.



ung spielen – die Forschung von Lukas Sommer unterstützt diese Hypothese.

bei der Krebsentstehung spielen können. Stammzellen und Krebszellen haben einiges gemeinsam: Beide haben die Fähigkeit zur lebenslangen Selbsterneuerung und Unsterblichkeit. Die Forscher suchen nun nach Substanzen, die die Stammzellaktivität blockieren. Daraus könnten sich neue Möglichkeiten zur Tumorbehandlung ergeben.

Tumore verhindern

Doch in den meisten Fällen weiss man noch zu wenig, um an Patienten neue Therapien zu erproben. Stammzellenforschung ist nach wie vor vor allem Grundlagenforschung. Bevor Stammzellen medizinisch eingesetzt werden können, müssen ihre physiologischen und pathologischen Funktionen geklärt sein. Nur so lässt sich verhindern, dass sich Tumore entwickeln. Berichte über unmittelbar bevorstehende Therapien sind meist ebenso unseriös wie Angebote im Internet, die Stammzelltherapien gegen Krebs oder gegen die Alterung des Körpers anpreisen.

Bislang gibt es in der Medizin erst zwei Bereiche mit wissenschaftlich etablierten Stammzelltherapien: Der Einsatz von Blutstammzellen aus dem Knochenmark zur Behandlung von Blutkrebs und Stammzellen aus der Haut, die zur Behandlung von verbrannten Körperstellen genutzt werden. Bei beiden Therapien kommen adulte Stammzellen zum Einsatz. Solche Zellen aus dem Körper von Erwachsenen haben zwar ein deutlich geringeres Potenzial als embryonale Stammzellen. Dafür ergeben sich aber bei der Herstellung keine ethischen Probleme. Zudem wird die Gefahr, dass aus adulten Stammzellen Tumore entstehen können, von Experten praktisch auf null geschätzt. Lukas Sommer findet es jedoch wichtig, dass sich die Grundlagenforschung nicht zu früh auf die Arbeit mit nur einer Art von Stammzellen beschränkt: «Embryonale Stammzellen haben das grösste Potenzial. Wir sollten uns alle Möglichkeiten offenhalten.»

KONTAKT: Prof. Lukas Sommer, lukas.sommer@anatom.uzh.ch

ZUSAMMENARBEIT: Prof. Sabine Werner, Prof. Michael Detmar, ETH Zürich; Prof. Reinhard Dummer, Prof. Holger Moch, Prof. Alexander Knuth, PD Maries van den Broek, Universitätsspital Zürich, PD Ernst Reichmann, Kinderspital Zürich, Prof. Konrad Basler, Universität Zürich.

FINANZIERUNG: Universität Zürich, Nationales Forschungsprogramm NFP 63, Nationaler Forschungsschwerpunkt (NCCR) «Neuro», Schweizerischer Nationalfonds Sinergia, Krebsforschung Schweiz

Tödliche Schokolade

Unsere Welt ist voller Gifte – unmöglich für einen Tierarzt, sie alle zu kennen. Was tun, wenn ein Haustier mit Atemnot, Apathie oder Nierenversagen eingeliefert wird? CliniTox, eine Datenbank über giftige Stoffe, gibt Rat. Von Katja Rauch

Kennen Sie die Geschichte vom Spatzen, der so schön bunt sein wollte wie die Papageien und deshalb in einem Farbkübel badete? Beim Vorlesen dieses Kinderbuchs beschlich mich schon immer der Verdacht, toxikologisch gesehen sei das wohl nicht ganz optimal. Und das Buch könnte die Kinder gar auf unerwünschte Ideen bringen. Schliesslich weiss man nie so recht, was die Kleinen mit ihren Haustieren anstellen, wenn die Eltern nicht aufpassen. Ein Bekannter beispielsweise hat als experimentierfreudiger Jugendlicher seinem Meerschweinchen Kaffee eingeflösst – worauf dieses wie wild umherzurasen begann und am Ende tot umkippte.

Die Geschichte vom in der Farbe badenden Spatzen hat sich in der Realität wiederholt. Ironischerweise war es nun ein Papagei, der in einen Farbkübel fiel. Sein Besitzer wollte die Farbe wohl möglichst schnell abwaschen, bevor sie eintrocknete – jedenfalls wusch er seinen Papagei mit einem gewöhnlichen Farbverdünner, der leider das giftige Xylol enthielt. Davon erholte sich das arme Tier nicht mehr: «Trotz intensiver Behandlung (Dekontamination mit mildem Detergens, Aktivkohle, Infusion und Ernährung über Magensonde), verstarb der Vogel etwa eine Woche später. Die histopathologischen Untersuchungen ergaben Leberzellnekrosen und Nierendegenerationen.»

Gefräßige Hunde, wählerische Katzen

Nachzulesen ist dieser Fall in der Dissertation von Reto Curti. Der Tierarzt untersuchte alle Vergiftungen, die von Tierärztinnen und Tierärzten über einen Zeitraum von zehn Jahren dem Schweizerischen Toxikologischen Informationszentrum in Zürich gemeldet wurden. Hauptsächlich betroffen waren Hunde (864 Fälle): Sie haben die Tendenz alles zu verschlingen, was ihnen nur ein bisschen schmeckt – auch einen Kübel mit süssen Schneckenkörnern. Katzen sind dagegen

wählerischer. Das schlägt sich mit 391 Fällen auch in der Statistik nieder.

Hunderte von Giftstoffen, die für Tiere schädlich sind, sind heute in Haushaltspräparaten, Schädlingsbekämpfungsmitteln, human- und veterinärmedizinischen Medikamenten, Heim- und Wildpflanzen, Drogen und Genussmitteln zu finden. Koffein zum Beispiel kann ab einer Menge von einem Gramm – etwa fünf Tassen Kaffee aufs Mal – auch für den Menschen unangenehm sein, und dass es einem Meerschweinchen nicht guttut, weiss natürlich jeder Tierarzt.

Rat im Internet

Ebenso, dass Schokolade für Hunde tödlich sein kann, weil ihr Stoffwechsel das darin enthaltene Theobromin viel langsamer abbaut als jener des Menschen. Insgesamt allerdings ist es für Tierärzte unmöglich, über jeden Stoff und die durch ihn verursachten Symptome Bescheid zu wissen. In Notfällen erteilen das Schweizerische Toxikologische Informationszentrum und das Institut für Veterinärpharmakologie und -toxikologie der Universität Zürich deshalb schnellen telefonischen Rat.

Tierärzte finden aber auch Hilfe im elektronischen Informationssystem CliniPharm/CliniTox der Universität Zürich, das vom Veterinärtoxikologen Felix Althaus 1998 ins Leben gerufen wurde. Diese Internet-Datenbank setzt sich zusammen aus einem pharmakologischen und einem toxikologischen Teil inklusive einer grossen Giftpflanzenbank. Falls der gefressene, eingeatmete oder auf die Haut gelangte Giftstoff bekannt ist, erfahren die Veterinärmediziner hier, wie sie das betroffene Tier behandeln müssen.

Ist der Giftstoff nicht bekannt, können sie die beobachteten Symptome eingeben und erhalten als Antwort die Stoffe, die solche Symptome auslösen. «Vielleicht hat ein Hundebesitzer beobachtet, dass sein Tier im Garten etwas gefressen hat»,

sagt Jacqueline Kupper, die das CliniTox zusammen mit Hanspeter Nägeli und Daniel Demuth (IT-Support) betreut, «aber es könnte ja auch sein, dass sich der Hund zuvor auf dem Spaziergang vergiftet hat.» Bei solch unklarer Ursache sprechen die Symptome oft eine klare Sprache.

In erster Linie als Dienstleistung des Instituts für Veterinärpharmakologie und -toxikologie der Universität Zürich für die Schweizer Tierärzte gedacht, wird CliniPharm/CliniTox heute weltweit genutzt. Rund 2,5 Millionen Besucher verzeichnet das Entscheidungshilfesystem pro Jahr. Der weitaus grösste Teil kommt aus Deutschland, aber auch das US-Militär rufe etwa zehn Seiten pro Monat auf, erklärt Daniel Demuth, der die Webstatistik genau verfolgt.

Während die Namen der Giftpflanzen alle auf Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch und Latein verzeichnet sind, um einen sicheren Trefher zu garantieren, sind die übrigen Informationen nur auf Deutsch verfügbar. Eine Übersetzung ins Englische scheiterte bisher an der schieren Textmenge und den notwendigen Finanzen: Gegen 90 MB an unformatiertem Text umfasst die Datenbank heute, rechnet Daniel Demuth vor, 1 MB ergäbe etwa 500 Buchseiten, so dass die gesamte Datenbank also einer Enzyklopädie mit 44 oder 45 Bänden à 1000 Seiten entspräche.

Buchsbaum und Haschplätzchen

Zahlreich sind nicht nur die Gifte, sondern auch die menschlichen Irrtümer, die diese erst wirksam werden lassen. Die Toxikologen können davon Geschichten erzählen: Etwa vom Bauer, der seinen Kühen giftige Eiben statt Tannen verfütterte; von Reitsportveranstaltern, die den Reitplatz mit Thuja und Buchsbaum dekorieren, auch wenn beide Pflanzen giftig sind. Von Menschen, die ihre Haschischplätzchen herumliegen lassen und sich dann wundern, weshalb es ihrem Hund plötzlich so schlecht geht. «Lange hiess es auch, man solle den Pferden Knoblauch verfüttern, damit sie auf der Weide weniger von Insekten belästigt werden», erzählt Hobbyreiter Demuth, «bis eine Studie in Amerika ergab, dass Knoblauch ab 10 Zinken täglich bei Pferden eine Blutarmut auslösen kann.» Im Gegensatz zu einer gedruckten Enzyklopädie kann die elektronische Datenbank bei solch neuen Erkenntnissen immerhin sofort angepasst werden.



Gehts ums Fressen, sind Hunde wenig wählerisch – das macht sie für Vergiftungen anfällig.

Auch die Haustiere selbst werden allzu oft von ihren Instinkten im Stich gelassen – und keineswegs nur die fressbegierigen Hunde. Allerdings ist der Mensch daran meist nicht ganz unschuldig. Zum Beispiel lassen Weidetiere bitter schmeckende Giftpflanzen zunächst stehen; ist die Weide allerdings leergefressen und werden die Tiere nicht auf eine frische Wiese geführt, fressen sie am Ende eben auch die Bitterpflanzen. Und besonders fatal: Im Heu verlieren diese Pflanzen oft ihren bitteren Geschmack, nicht jedoch ihr Gift.

Tabletten fressen

Tierarzt Reto Curti hat in seiner Dissertation übrigens herausgefunden, dass sich Hunde im Vergleich zu einer früheren Erhebung in den letzten Jahren vermehrt mit Haschisch und Schokolade vergiftet haben. Ausserdem haben Vergiftungsfälle bei Katzen zugenommen: etwa weil Katzenhalter ihre Tiere mit Parasitenmitteln eingerieben haben, die nur für Hunde bestimmt sind.

Und auch die neuste – an sich positive – Entwicklung bei den Tiermedikamenten hat zu mehr vergifteten Katzen geführt. Denn medizinische Kautabletten werden neuerdings mit Hefe und Aromastoffen geschmacklich verbessert, damit die Tiere sie besser einnehmen. «Einem Hund haben Herztabletten so gut geschmeckt, dass er gleich eine ganze Packung gefressen hat», erzählt Jacqueline Kupper, «und auch Katzen sind plötzlich nicht mehr so wählerisch.»

Kontakt: Dr. Jacqueline Kupper, jacqueline.kupper@vetpharm.uzh.ch; Dr. Daniel Demuth, daniel.demuth@vetpharm.uzh.ch

Auskunft bei Vergiftungsfällen: 044 635 87 78 (Institut für Veterinärpharmakologie und -toxikologie der Universität Zürich) oder 145 (Schweizerisches Toxikologisches Informationszentrum, Zürich)

WAS WIR GLAUBEN

Was heisst es, heute zu glauben? Und wie geht die Gesellschaft mit Religion um? Mit diesen Fragen beschäftigen sich die Beiträge im Dossier dieses Heftes. Im Gegensatz zu früher hat sich unser Verhältnis zur Religion individualisiert – viele suchen ihr Heil auf eigene Faust. Das wirkt sich auf die religiösen Angebote aus, die vielfältiger und unverbindlicher geworden sind. Ein Brennpunkt des gesellschaftlichen Umgangs mit Religion ist die aktuelle Debatte über die Integration der Muslime in der Schweiz. Wir lassen mit Katajun Amirpur und Ulrich Rudolph zwei Experten zu Wort kommen, die aufzeigen, wie die Probleme angegangen und gelöst werden könnten.

Für die Bildstrecke dieses Dossiers hat der Fotograf Jos Schmid religiöse Würdenträger und Menschen, die sich in ihrer Arbeit mit Religion auseinandersetzen, porträtiert. Die Porträtierten wurden gebeten, ein kurzes persönliches «Glaubensbekenntnis» abzugeben. Diese Confessiones illustrieren die religiöse Vielfalt in unserem Land.

27 Yoga in der Migros

Die Rolle von religiösen Bewegungen und Sekten hat sich radikal verändert

31 Unverhoffte Wiedergeburt

Der säkulare indische Staat hat zur Politisierung der Religionen beigetragen

32 «Islam ist keine fremde Religion mehr»

Wie die Integration der Muslime gelingen könnte

37 Im Visier der Quotenjäger

Die Medien prägen das Bild der Muslime in der Schweiz

38 «Glaube und Wissenschaft ergänzen sich»

Der Religionsphilosoph Ingolf U. Dalferth über den Sinn des Glaubens

43 Blühende Kirchen

Eine junge Pfarrerin bemüht sich erfolgreich um Gläubige

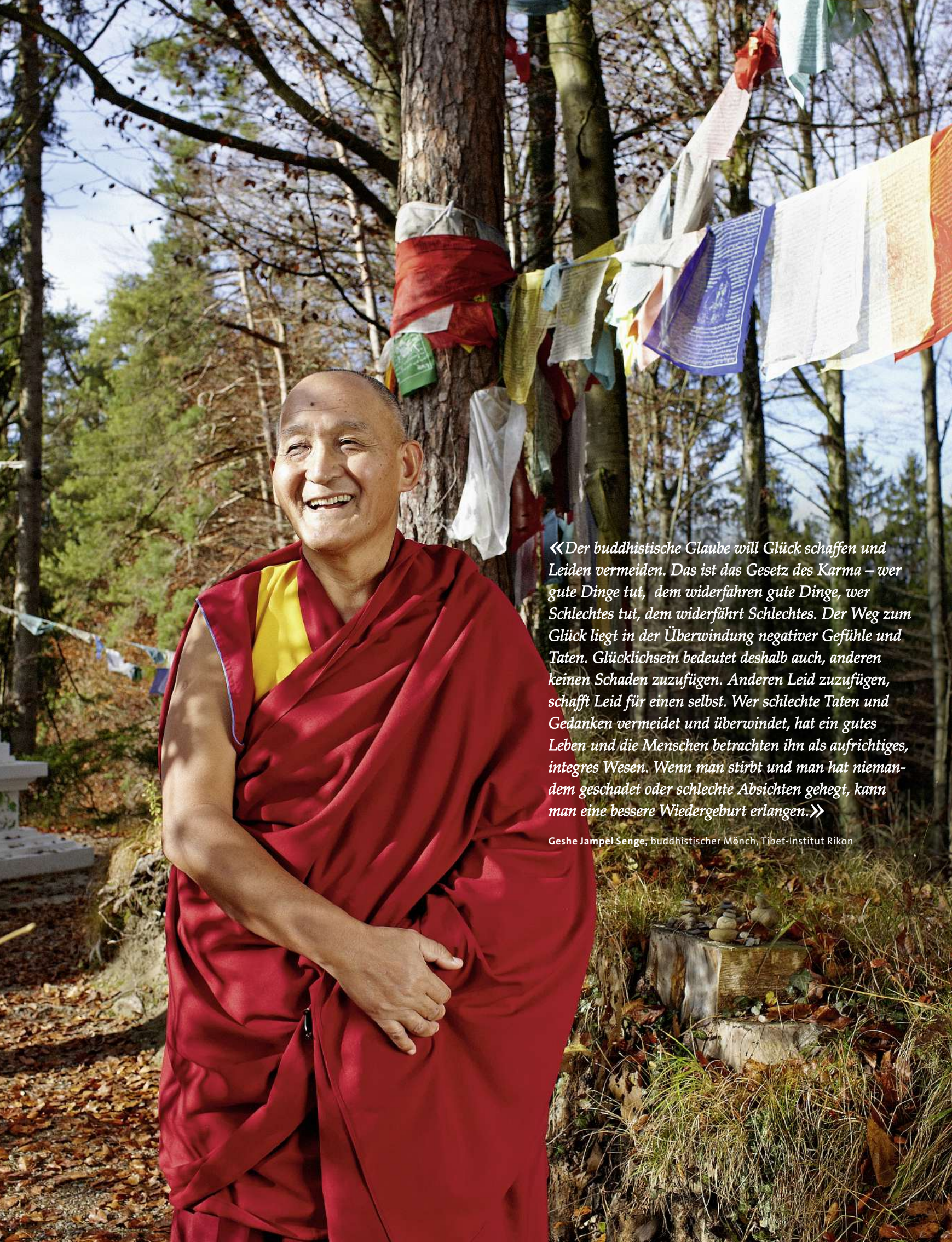
47 Ikonenverehrer und Bilderstürmer

Die Weltreligionen haben ein zwiespältiges Verhältnis zum Bild

«Der Glaube ist für mich die Überzeugung, dass es einen Gott gibt, der die Menschen mit zweierlei Lieben erschaffen hat. Eine Liebe für den Schöpfer und die andere für Sein Geschöpf. Deshalb halte ich es als gläubiger Mensch für wichtig, mein Leben so zu gestalten, dass diese beiden Lieben sich in mir widerspiegeln. Der Glaube an den Allmächtigen gibt mir Halt, Stärke, Hoffnung, Verantwortungsbewusstsein und Selbstvertrauen.»

Sadaqat Ahmed, Imam der Mahmud-Moschee, Zürich





«Der buddhistische Glaube will Glück schaffen und Leiden vermeiden. Das ist das Gesetz des Karma – wer gute Dinge tut, dem widerfahren gute Dinge, wer Schlechtes tut, dem widerfährt Schlechtes. Der Weg zum Glück liegt in der Überwindung negativer Gefühle und Taten. Glücklichein bedeutet deshalb auch, anderen keinen Schaden zuzufügen. Anderen Leid zuzufügen, schafft Leid für einen selbst. Wer schlechte Taten und Gedanken vermeidet und überwindet, hat ein gutes Leben und die Menschen betrachten ihn als aufrichtiges, integrires Wesen. Wenn man stirbt und man hat niemandem geschadet oder schlechte Absichten gehegt, kann man eine bessere Wiedergeburt erlangen.»

Geshe Jampel Senge, buddhistischer Mönch, Tibet-Institut Rikon

Yoga in der Migros

Die Rolle von religiösen Bewegungen und Sekten hat sich radikal verändert: Früher waren sie straff organisierte Gemeinschaften, heute sind sie Anbieter spiritueller Lebenshilfe für den Alltag. Von Theo von Däniken

Die Emotionen gehen hoch am Stammtisch in Seelisberg: «Jeden Quadratmeter Bauland kaufen die zusammen», ereifert sich ein Bewohner. «Wenn sie das erst einmal in den Fingern haben, können wir nichts mehr tun». «Dagegen muss man sich einfach wehren», pflichtet ihm sein Vis-à-vis bei. Die urchigen Urner Bergler aus dem kleinen Dorf hoch über dem Rütli befürchten, von einer fremden Kultur überrollt zu werden.

Was ist geschehen? Der Guru Maharishi Mahesh Yogi hat sich Jahre zuvor im Hotel Sonnenberg in Seelisberg einquartiert und dort die «Weltregierung des Zeitalters der Erleuchtung» ausgerufen. Das haben die Seelisberger noch hingenommen. Denn die Anhänger aus aller Welt, die beim Yogi Erleuchtung suchten, füllten auch die Betten der anderen Hoteliers. Doch immer

matisiert und heftig kritisiert. Heute findet diese Diskussion kaum mehr statt. Das fiel Dorothea Lüddeckens, Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Zürich, und ihrem Mitarbeiter Rafael Walthert auf, als sie vor einigen Jahren ein Seminar zum Thema «Neue religiöse Bewegungen» vorbereiteten. Nicht nur in den Medien waren diese kaum mehr präsent. «Die wissenschaftliche Beschäftigung ist ebenfalls massiv zurückgegangen», sagt Lüddeckens. «Das hat uns zunächst irritiert.» Also schauten sie und Walthert genauer hin, weshalb die Sekten derart an Bedeutung verloren haben.

Viele der seit den 1960er Jahren entstandenen, oft indisch inspirierten Bewegungen wie Hare Krishna, Bhagwan oder die Transzendente Meditation Maharishi Mahesh Yogis existieren

den 1980er Jahren aussteigewillige Mitglieder einschüchterte, wie ein ehemaliges Mitglied gegenüber der Sekten-Informationsstelle Infosekta erklärte, gehört der Vergangenheit an. Heute werden nach Angaben der ISKCON Mitglieder beim Ausstieg aus der Lebensgemeinschaft in ihrem Tempel – eine ehemalige Bankiersvilla am Zürichberg – begleitet.

Markt statt Gemeinschaft

Die Sekten wurden aber auch von einem Trend erfasst, der in den vergangenen Jahren alle Bereiche der Gesellschaft geprägt und umgeformt hat: «Die Menschen sind heute immer weniger bereit, über längere Zeit in einer Gemeinschaft eingebunden zu sein und ihr ganzes Leben, die Arbeit, die Familie, die Finanzen in einer Gemeinschaft aufgehen zu lassen», sagt Lüddeckens. Das spüren auch die christlichen Klöster. Sie haben ebenfalls Probleme, neue Ordensmitglieder zu rekrutieren. Dabei sind sie weder von inneren Umwälzungen noch von äusserer Kritik stark betroffen.

Mobilität und Entscheidungsfreiheit sind heute wichtige individuelle Werte. Langfristige Bindungen und Verbindlichkeiten nehmen ab. Religion wird zum Gegenstand individueller Entscheidungen, die auch wieder revidiert werden können. In den 1960er Jahren war der Schritt aus dem angestammten religiösen Umfeld einer christlichen Kirche häufig verbunden mit dem Eintritt in eine andere Gemeinschaft: Man ging zum Beispiel nach Poona in den «Ashram» Bhagwans. «Sekten waren die erste religiöse Alternative zu den Grosskirchen», sagt Walthert. «Insofern spielten sie eine wichtige Rolle bei der Eröffnung einer religiösen Diversität.»

Wer heute eine Alternative sucht, muss sich nicht mehr an eine bestimmte Lehre oder Gruppierung binden. Denn während die neuen religiösen Bewegungen als organisierte Gemeinschaften massiv an Bedeutung verloren haben oder ganz verschwunden sind, sind ihre Ideen präsenter denn je und durchdringen immer mehr Lebensbereiche. Ob Yoga im Migros-Wellness-Park oder Ayurveda in der Hotelküche, ob Weleda-

«Die Menschen sind heute immer weniger bereit, ihr ganzes Leben in einer Gemeinschaft aufgehen zu lassen.» Dorothea Lüddeckens, Religionswissenschaftlerin

weitere Liegenschaften kaufte der Guru im Bergdorf zusammen und schliesslich auch noch den einzigen Dorfladen mitsamt Bäckerei. Das geht den Dorfbewohnern nun aber zu weit: «Wir wollen uns nicht von den Yogis abhängig machen», meint eine Bewohnerin, die – wie viele andere – den Laden boykottiert.

Angst vor Vereinnahmung

Die Situation in Seelisberg Anfang der 1980er Jahre – eingefangen in einem Fernsehbericht – zeigt beispielhaft die Abwehrreaktionen, die neue religiöse Bewegungen damals auslösten. Es war die Angst vor Vereinnahmung durch eine Bewegung, die alle Lebensbereiche ihrer Mitglieder bestimmte. Totalitäre religiöse Gemeinschaften – Sekten – wurden in den Medien breit the-

heute in dieser Form nicht mehr. Das zeigt sich allein schon an den Namen: Hare Krishna firmiert seit einigen Jahren unter dem Namen International Society for Krishna Consciousness ISKCON; Bhagwan änderte 1989 seinen Namen in Osho, wie sich auch die Reste seiner einstigen Bewegung heute nennen.

Die grossen Veränderungen in diesen Bewegungen haben zum einen interne Gründe, erklärt Walthert. So sind alle drei Sektengründer inzwischen gestorben, keiner hat einen Nachfolger mit vergleichbarer Autorität hinterlassen. Und die öffentliche Debatte hat Wirkung gezeigt. «Die massive Kritik hat zu inneren Wandlungsprozessen geführt», sagt Walthert. «Die Bewegungen, etwa die ISKCON, reagierten darauf mit einer Öffnung ihrer Strukturen.» Der «Gorilla», der in

Produkte im Coop oder aus dem Buddhismus übernommene Konzepte in der Psychotherapie: Diese Angebote sind heute selbstverständlich, und es spielt keine Rolle, dass sie ihre Ursprünge in religiösen Bewegungen haben.

Entsprechend haben sich die Angebote von neuen religiösen Bewegungen gewandelt. Statt Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft bieten sie nun Hilfe bei spezifischen Problemen an, sei dies mit Kursen, Büchern oder Gesundheitsangeboten. «Der Markt dafür ist riesig», sagt Lüddeckens. Damit treten neue Organisationsformen in den Vordergrund; diejenigen des Marktes

überhaupt Religion? Die meisten Menschen, die solche Angebote nutzen, würden sie nicht als Teile einer Religion wahrnehmen, sagt Lüddeckens. Vielmehr aber als «Spiritualität» – ein Begriff, der bei vielen positiver konnotiert ist als Religion. Denn mit «Religion» werden oftmals feste Organisationen und Bindungen, Dogmatik und Ausgrenzung verbunden. Alles Elemente, von denen sich spirituell orientierte Menschen abgrenzen möchten. «Unter Spiritualität», erklärt Lüddeckens, «verstehen viele Offenheit gegenüber einer Wirklichkeit, die über das Diesseitige hinausgeht. Spiritualität wird mehr mit Erfah-

Bereiche auf. Gerade das, so ist Walthert überzeugt, stärkt die gesellschaftliche Relevanz von Religion: «Weil sie fluid ist und nicht mehr an eine starke Organisation gebunden, muss man überall mit ihr rechnen.»

Individuelle Erlösung

Individualisierung der religiösen Beziehung und das «Hinüberfließen» in den Alltag: Diese beiden Aspekte prägen auch ein Phänomen, das dem Bedeutungsverlust religiöser Gemeinschaften auf den ersten Blick entgegensetzen scheint: den Boom evangelikaler freikirchlicher Bewegungen nämlich, die vor allem jüngere Menschen ansprechen. Sie sind es auch, die in der gegenwärtigen Sektendiskussion in der Schweiz meist im Fokus stehen. In Zürich hat die International Christian Fellowship ICF in den vergangenen Jahren mehrere tausend Anhängerinnen und Anhänger gefunden, die regelmässig an den wie Shows inszenierten Gottesdiensten – sogenannten «Celebrations» – teilnehmen.

Im Zentrum der «Celebrations» steht die Predigt, in der der Prediger Erfahrungen aus seinem persönlichen Alltag erzählt, die mit Bibelstellen und Zitaten verknüpft werden. Wesentlich dabei ist das persönliche Erleben des Predigers, seine persönliche Beziehung zu Jesus. Trotz des wichtigen und für das Publikum attraktiven Gemeinschaftserlebnisses an den «Celebrations» wird beim ICF das Individuum ins Zentrum gestellt. «Das verbindet ihn mit den Formen fluider Religion», sagt Walthert. Das Heilsversprechen ist hier nicht auf die Gesellschaft ausgerichtet, sondern auf den Einzelnen: «Es geht nicht darum, die Welt zu erlösen, sondern zum Beispiel selber gesund zu werden, sich im Alltag wohl zu fühlen.» Damit nehme die Religion weiterhin ihre Rolle wahr, die vorherrschende Form des Sozialen religiös mythologisch zu überformen, wie Walthert in Anlehnung an den französischen Soziologen Emile Durkheim erklärt: «Und die vorherrschende Form des Sozialen ist heute der Individualismus.»

Kontakt: Prof. Dorothea Lüddeckens, dorothea.lueddeckens@access.uzh.ch; Rafael Walthert, rafael.walthert@uzh.ch

Literatur: Dorothea Lüddeckens, Rafael Walthert (Hg.): *Fluide Religion. Neue Religiöse Bewegungen im Wandel*; Transcript Verlag, Bielefeld 2010

«Sekten spielen als Alternativen zu den Grosskirchen eine wichtige Rolle bei der Eröffnung religiöser Diversität.» Rafael Walthert, Religionswissenschaftler

nämlich: Verlage, Buchläden, Kursanbieter oder ganze Hotelketten mit ayurvedischen Wellnessangeboten verbreiten die spirituellen Inhalte an ein stets wachsendes Publikum. «Man kann das als eine neue Form der Religion sehen», so Lüddeckens. Beziehungen und Verbindlichkeiten werden dabei über Geld geregelt. «Meine Verbindlichkeit beschränkt sich beispielsweise auf den Kurs, für den ich bezahlt habe. Sie bezieht sich nicht auf eine bestimmte Gemeinschaft oder Organisation», erklärt Lüddeckens.

Auch die Kirchen passen sich diesen veränderten Bedürfnissen an. So lockt beispielsweise die Reformierte Kirche Zürich mit Kursen wie «Mehr Zeit mit Zen», oder sie lädt zum «Timeout im Kloster». Wie selbstverständlich werden Inhalte aus anderen Religionen oder Beziehungen auf Zeit angeboten. Wie stark die Kirchen aber bereit sein werden, ihren Anspruch aufzugeben, eine alle Lebensbereiche umfassende Religion zu sein, ist für Walthert eine offene Frage: «Kann es die Kirche zulassen, dass das Individuum sehr selektiv aus ihrem Angebot auswählt oder nicht?» Im Moment scheinen die Kirchen solche Entscheidungen weitgehend den einzelnen Pfarrern oder Gemeinden zu überlassen.


Fluide Religion

Doch ist das, was an Kursen, Seminaren und Literatur in esoterischen Buchläden, Kirchengemeindehäusern oder in Bioläden angeboten wird,

als mit der Festlegung auf Dogmen oder religiöse Organisationen verbunden.» Ob es sich um Kraftorte, Meditationstechniken oder magische Praktiken handelt, von Bedeutung ist meist ein Bezug auf eine bereits in der Vergangenheit gültige Wahrheit oder Quelle.

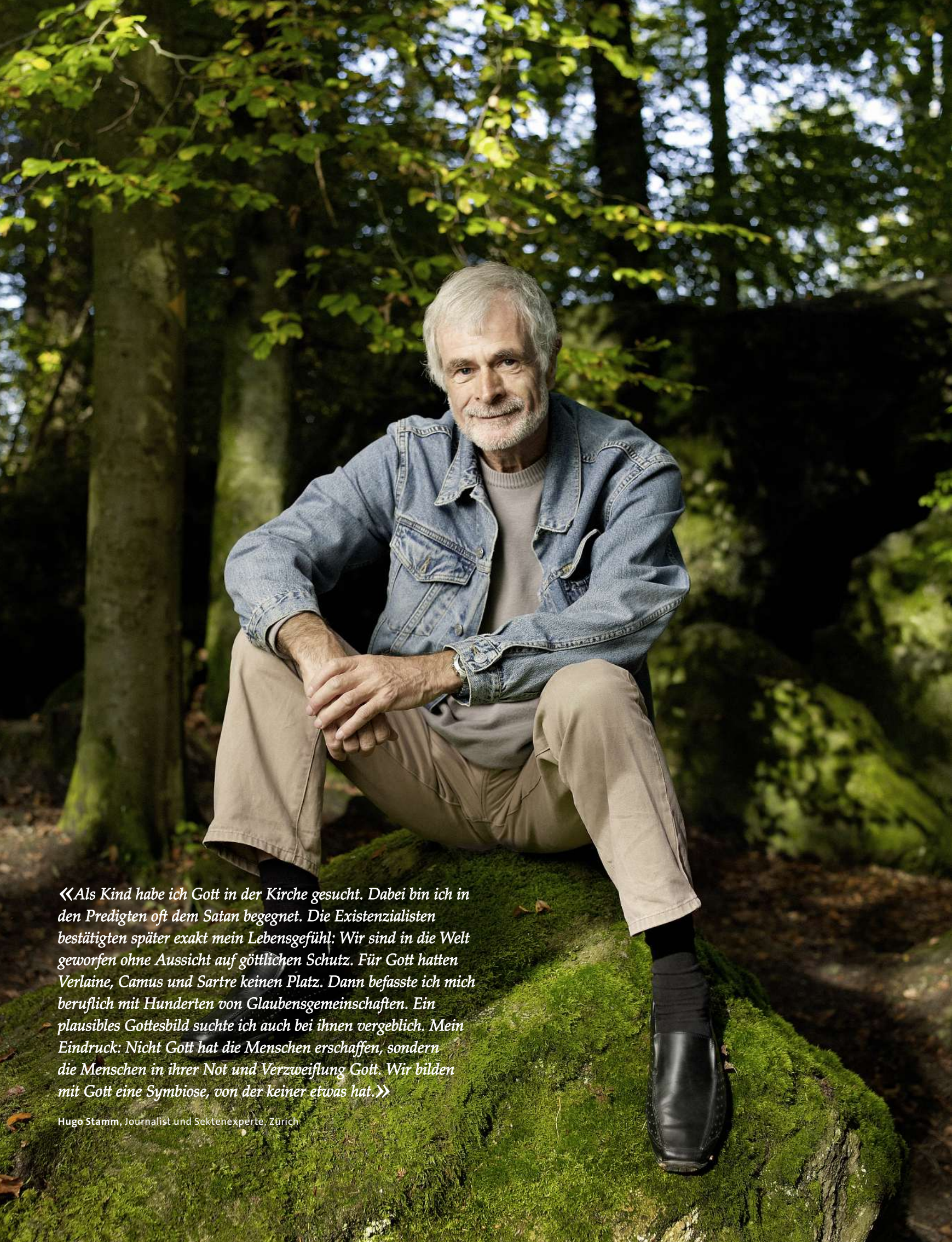
Damit rückt «Spiritualität» in die Nähe der Definition von Religion, wie sie die französische Religionssoziologin Danièle Hervieu-Léger geprägt hat: Religion ist eine Form von Glauben und Praxis, die sich auf einen ursprünglichen und grundsätzlich für wahr gehaltenen Anfangspunkt bezieht und beruft. So gesehen gehört «Spiritualität» für Lüddeckens ins Blickfeld der Religionswissenschaft. Als Religionswissenschaftlerin ist sie fasziniert, welch breiten Raum solche Anteile von Religion in einer Gesellschaft einnehmen, die sich selber dezidiert als nicht religiös bezeichnet.

Lüddeckens und Walthert haben für dieses Phänomen den Begriff «fluide Religion» geprägt. Er bezieht sich einerseits auf die Beweglichkeit, die den religiösen Beziehungen heute innewohnt. Menschen bewegen sich selbstverständlich in verschiedenen religiösen Kontexten. «Man kann Protestantin sein und sich dennoch für eine spezifische Fragestellung in einer esoterischen Buchhandlung mit Literatur eindecken», sagt Lüddeckens. Zweitens nimmt der Begriff «fluide Religion» das «Ausfließen» von Religion oder religiösen Vorstellungen in andere gesellschaftliche



« Von einer Religionswissenschaftlerin sollte man erwarten können, dass sie jeden Glauben ernst nimmt, unabhängig davon, was sie selbst (nicht) glaubt. Sie soll ihn nicht beurteilen, sondern in seinem sozialen und historischen Kontext verständlich machen. Wenn sich Glauben auf Wissenschaftspolitik beziehen lässt, glaube ich, dass es gesellschaftspolitisch wichtig ist, die Religionswissenschaft auszubauen. »

Dorothea Lüddeckens, Religionswissenschaftlerin, Zürich



«Als Kind habe ich Gott in der Kirche gesucht. Dabei bin ich in den Predigten oft dem Satan begegnet. Die Existenzialisten bestätigten später exakt mein Lebensgefühl: Wir sind in die Welt geworfen ohne Aussicht auf göttlichen Schutz. Für Gott hatten Verlaine, Camus und Sartre keinen Platz. Dann befasste ich mich beruflich mit Hunderten von Glaubensgemeinschaften. Ein plausibles Gottesbild suchte ich auch bei ihnen vergeblich. Mein Eindruck: Nicht Gott hat die Menschen erschaffen, sondern die Menschen in ihrer Not und Verzweiflung Gott. Wir bilden mit Gott eine Symbiose, von der keiner etwas hat.»

Hugo Stamm, Journalist und Sektenexperte, Zürich

Unverhoffte Wiedergeburt

Die Moderne brachte die Religionen nicht zum Verschwinden, wie viele meinten. Vielerorts verhalf sie ihnen sogar zu einer neuartigen Präsenz. Zum Beispiel in Indien, wie die Indologin Angelika Malinar feststellt. Von David Werner

Eigentlich hielt man die Frage nach dem Platz der Religion in der modernen Gesellschaft für definitiv geklärt. Glaubensfragen sind in die Privatsphäre verbannt, einstige Kulturkämpfe längst vergessen. Und nun auf einmal die Auseinandersetzungen um Kopftücher und Minarette. Unversehens ist bei uns die Religion wieder zum Politikum geworden. Viele nehmen diesen neuen Religionsstreit als eine von «ausen» an die säkulare Gesellschaft herangetragene Zumutung wahr, als eine Strapazierung moderner säkularer Toleranz durch religiöse Traditionalisten.

Doch was, wenn die moderne Gesellschaft selbst ihren Anteil an der erneuten Politisierung der Religion hätte? Ein Blick nach Indien könnte dazu anregen, diese Möglichkeit zumindest in Erwägung zu ziehen. Die Indologin Angelika

Gemeinschaften und soziale Formationen abseits der sakralen und politischen Zentren Orissas in den Blick. Zum Beispiel die Caitanya-Tradition, eine religiöse Gemeinschaft des Hinduismus, deren Literatur und Ritualpraxis Angelika Malinar eingehend untersuchte. Bei ihren Studien beobachtete sie, dass im sozialen Mikrobereich unterschiedlichste religiöse Orientierungen koexistieren. «Die einzelnen Gläubigen», sagt sie, «verfügen über ein breites Spektrum an Wahlmöglichkeiten, sie können sich je nach Vorliebe der einen oder anderen Religion zuwenden.»

Diese Individualfrömmigkeit ist insofern erstaunlich, als der indischen Gesellschaft die Idee frei wählbarer Lebensentwürfe sonst fremd ist. Geburt bestimmt im Kastensystem den sozialen Status – und auch die religiösen Pflichten. Das Be-

katholische Kirche in Europa hat es auf dem Subkontinent nie gegeben. Doch seit Indien über moderne Gesetze mit verfassungsrechtlich garantierter Religionsfreiheit verfügt, organisieren sich die Glaubensgemeinschaften zunehmend straffer. So können sie ihre vom Staat garantierten Rechte – etwa im Eherecht – effizienter geltend machen. Für die Gläubigen hat dies zur Folge, dass sie zu konfessioneller Eindeutigkeit gedrängt werden, wo zuvor ein hohes Mass an Unbestimmtheit erlaubt war. Die Religionen werden zu Verwaltungskategorien und entwickeln sich zu homogenen, klar voneinander abgegrenzten Sphären.

Zunehmende Politisierung

Die Bezeichnung «Hinduismus» ist selbst ein prominentes Beispiel für diese Tendenz. «Hinduismus» war ein Kunstbegriff, eine vom britischen Kolonialregime eingeführte Sammelbezeichnung für verschiedenste Religionen. Diese Fremdzuschreibung wurde mit der Zeit von den Einheimischen adaptiert. Auf diese Weise verbreitete sich ein in Indien bisher unbekanntes Konzept religiöser Geschlossenheit. Dieses wiederum begünstigte die Politisierung der Religion, zum Beispiel in Form des Hindunationalismus.

Die säkulare Gesetzgebung in Indien, so das Fazit von Angelika Malinar, hat einen paradoxen Effekt: «Das Recht schützt die Religionsfreiheit und den traditionellen indischen Religionspluralismus – und bewirkt dabei, dass sich die Kluft zwischen den Glaubensgemeinschaften vertieft und die Politisierung der Religionen zunimmt.»

Diese Einsicht ist nicht nur für Indologen brisant, denn sie stellt gängige Selbstdeutungsschablonen moderner Gesellschaften überhaupt in Frage. In der Tradition Max Webers wird die Moderne bis heute häufig als Ergebnis der Säkularisierung begriffen. Offenkundig aber bringt der Modernisierungsprozess Religionen nicht zum Verschwinden. Zu beobachten ist eher eine Transformation, eine Wiedergeburt der Religion. Und dies in ganz anderer Gestalt, als die Moderne es sich vielleicht erhoffte.

Kontakt: Prof. Angelika Malinar, malinar@access.uzh.ch

«Das Recht schützt den indischen Religionspluralismus und bewirkt, dass die Politisierung der Religionen zunimmt.» Angelika Malinar, Indologin

Malinar ist aufgrund ihrer kulturwissenschaftlichen Studien zum Schluss gekommen, dass der moderne indische Staat trotz oder gerade wegen seiner säkularen Mission nicht immer zu einer Neutralisierung, sondern auch zu einer Stärkung religiöser Identitäten, teilweise auch einer Verschärfung religiöser Konflikte beigetragen hat.

Individuelle Frömmigkeit

Angelika Malinar forschte lange Jahre in Orissa, einem Bundesstaat im Osten Indiens. In den 1970er Jahren lancierte die Deutsche Forschungsgemeinschaft dort ein grosses Projekt zum Jagannath-Tempel von Puri, einer der bedeutendsten vishnuitischen Pilgerstätten Indiens. Ein darauf folgendes, in den 1990er Jahren begonnenes Projekt nahm dann vermehrt auch andere religiöse

merkenswerte ist nun aber, dass mit den Pflichten kein Zwang zu spiritueller Hingabe verbunden ist. Wer seine rituelle Pflicht erfüllt, darf sich daneben auch anderen Kultgemeinschaften anschliessen. Das führt zu einer hohen Durchlässigkeit zwischen den Glaubensrichtungen und zu multiplen religiösen Praktiken und Identitäten. Das grosszügige Nebeneinander der Religionen ist in Indien also eine Tatsache – und nicht einfach nur eine Wunschprojektion westlicher Orientalisierer oder moderner Vertreter des Hinduismus. «Es gibt seit Jahrhunderten einen echten religiösen Pluralismus in Indien», sagt Malinar.

Eine wichtige historische Voraussetzung für diesen Pluralismus sieht die Indologin in der traditionell dezentralen Organisation indischer Religionen. Eine geistliche Zentralmacht wie die

«Islam ist keine fremde Religion mehr»

Unsere Wahrnehmung des Islam ist vor allem negativ geprägt. Weshalb das so ist und wie die Integration von Muslimen gelingen könnte, diskutieren Katajun Amirpur und Ulrich Rudolph. Von Thomas Gull und Roger Nickl

Frau Amirpur, Sie sind Islamwissenschaftlerin und als Tochter einer deutschen Mutter und eines iranischen Vaters in Deutschland aufgewachsen. Wie hat sich Ihr Leben als Muslimin seit 9/11 verändert?

Katajun Amirpur: Ich habe bis zum 11. September 2001 meine Religion immer als Privatsache betrachtet. Seither werde ich immer wieder zu Äußerungen über den Islam veranlasst und zwar

nicht als Islamwissenschaftlerin, sondern als Muslimin. Das geht vielen so. Seit 9/11 werden wir in diese Rolle hineingedrängt. Man könnte deshalb von einer Muslimisierung der Muslime sprechen, die in Europa zu beobachten ist. Muslime verschiedener Nationalität, Ethnie, Konfession und kultureller Prägung werden als ein Kollektiv aufgefasst, das es aber eigentlich gar nicht gibt, sondern das nur konstruiert wird. Das

«In der Schweiz fehlen politische Gefässe für den Austausch und die Diskussion zwischen Muslimen, Politikern und der Gesellschaft.» Ulrich Rudolph



geschieht vor allem durch bestimmte öffentliche Debatten in Medien und Politik.

Sie haben selbst an solchen Debatten teilgenommen. Wie hat sich das ausgewirkt – wurden Sie danach angefeindet?

Amirpur: Durchaus. Wenn man die Blogs liest, wird man schon mit Anfeindungen konfrontiert. Ein Beispiel war ein Brief an Christian Wulff: Deutsche Muslime haben auf dem Hintergrund der Sarrazin-Debatte an den Bundespräsidenten geschrieben. Ich habe das Papier mit unterzeichnet. Daraufhin ging es in den Blogs relativ heftig und unschön zu. Im Alltag kommt das nicht vor. Das liegt wohl daran, dass ich kein Kopftuch trage.

Frau Amirpur, Herr Rudolph, worauf führen Sie die negative Wahrnehmung des Islam in Europa zurück?

Amirpur: Man kann zwar nicht behaupten, dass alle Muslime Terroristen sind. Man kann aber auch nicht leugnen, dass von den heutigen Terroristen viele Muslime sind. Von daher ist es nicht völlig unverständlich, dass solche negativen Bilder existieren. Und natürlich schaffen es solche Skandalmeldungen eher in die Blätter.

Ulrich Rudolph: Es ist ja lange Zeit nicht so gewesen. Also muss man sich fragen, wann sich dieses negative Image eingestellt und verfestigt hat. In den 1960er Jahren war das Bild des Islam positiv besetzt – ästhetisch, exotisch, aber auch sehr fremd. Zwei Dinge sind seither passiert: Der Islam ist mittlerweile keine fremde Religion mehr. Muslime sind nicht mehr Leute von weit her, sondern Menschen bei uns. Gleichzeitig wurde die islamische Welt politisiert, was zu Ausbrüchen von Gewalt geführt hat. Es ist bedauerlich, dass diese beiden Prozesse gleichzeitig abgelaufen sind. Das heisst, es gibt gesellschaftliche Fragen gegenüber dem Islam, die sich uns stellen, weil die Zahl der Muslime bei uns zugenommen hat. Gleichzeitig führt der islamische Fundamentalismus zu mehr Misstrauen gegenüber den Muslimen. Das sind zwei unter-



«In Europa ist gegenwärtig eine Muslimisierung der Muslime zu beobachten – es wird ein Kollektiv konstruiert, das es gar nicht gibt.» Katajun Amirpur

schiedliche Phänomene, die es auseinanderzuhalten gilt.

Die öffentliche Wahrnehmung ist von negativen Stereotypen eines rückständigen, reaktionären und gewalttätigen Islam geprägt. Weshalb ist das so und weshalb gibt es keine Differenzierungen?

Amirpur: Ich will nicht immer Medienselbsteinschätzung betreiben, aber es sind schon die negativen Schlagzeilen, die sich deutlich besser verkaufen lassen. Für Differenzierung ist dagegen kein Platz. Ich glaube, die Medien interessieren sich generell wenig für eine differenzierte Darstellung des Islam in seiner ganzen Vielfalt.

Weshalb fehlen positive Gegenbilder?

Amirpur: Die gibt es ja. Es gibt viele engagierte Autorinnen, die zeigen wollen, dass Frauen im

Islam nicht einfach unterdrückt werden. Die darauf pochen, dass es die türkische Frau in dieser Verallgemeinerung nicht gibt. Zu solchen Themen sind viele Bücher geschrieben worden. Nur – diese Bücher verkaufen sich einfach nicht. Die Schleier-Literatur wird dagegen grandios verkauft. Und man schafft es kaum, ein Buch über eine muslimische Frauenbiografie zu machen, das nicht mindestens eine Frau mit Kopftuch auf dem Cover zeigt. Das wird von den Verlagen verlangt. Sonst, wird argumentiert, sei das Buch nicht zu verkaufen. Und offensichtlich sprechen auch die Linken lieber über die Unterdrückung von Frauen in muslimischen Gesellschaften, als zu diskutieren, wo der Feminismus in den westlichen Gesellschaften steht.

Rudolph: Es gibt viele Versuche – sowohl in der Wissenschaft als auch in der Politik –, sich ernsthaft mit den Themen zu beschäftigen und die

Integration der Muslime in der Gesellschaft zu fördern. Für einige Politiker ist es aber eindeutig interessanter, die Muslime zu skandalisieren. In öffentlichen Diskussionen wird oft argumentiert, viele Themen seien zu lange nicht angesprochen und bestehende Probleme vertuscht worden. Nun müssten sie endlich auf den Tisch kommen. Solche Diskussionen bewegen sich auf einer etwas schiefen Ebene. Tatsache ist: Die Probleme wurden schon ganz lange angesprochen und es gibt auch schon viele Lösungsversuche. Nur, damit lässt sich nicht so gut Politik machen.

Was sind denn die Probleme, die bereits angesprochen, aber noch nicht gelöst sind?

Rudolph: In der Schweiz fehlen politische Gefässe für den Austausch und die Diskussion zwischen Muslimen, Politikern und der Gesellschaft. Ein weiteres wichtiges Thema ist die Bildung: Es braucht mehr Bildungsinstitutionen für Muslime in Europa, die die eigene Religion und Kultur vermitteln. Es geht also um die Integration der Muslime ins Bildungswesen. In Deutschland und den Niederlanden hat man dazu bereits konkrete Lösungen gefunden. In der Schweiz wurde das Thema erst andiskutiert.

Herr Rudolph, in der Studie «Imam-Ausbildung und islamische Religionspädagogik in der Schweiz» haben Sie Wege aufgezeigt, um bei der Integration der Muslime voranzukommen. Dazu würde eine Ausbildung von Imamen in der Schweiz

Zu den Personen

Katajun Amirpur ist als Assistenzprofessorin am Universitären Forschungsschwerpunkt «Asien und Europa» sowie am Orientalischen Seminar der Universität Zürich tätig. Zu ihren Forschungsschwerpunkten zählen die Ansätze zur Reform des religiösen Denkens in der islamischen Welt und innenpolitische und gesellschaftliche Entwicklungen in Iran.

Ulrich Rudolph ist seit 1999 Ordentlicher Professor für Islamwissenschaft an der Universität Zürich. Er war 2006 bis 2007 Leiter des UFSP «Asien und Europa». Im Zentrum seiner eigenen Arbeiten steht die Geschichte der Philosophie und der Theologie in der islamischen Welt.



«Der Islam wird sich in Europa genauso einfinden und ausprägen, wie er dies an anderen Orten getan hat.» Katajun Amirpur

gehören, die gemäss der Studie von einer Mehrheit der Schweizer Muslime befürwortet wird. Das Projekt ist im Moment jedoch unrealistisch, weil jemand die Initiative ergreifen müsste – die Regierung des Kantons Zürich etwa, indem sie die Möglichkeit eröffnet, an der Universität Zürich ein entsprechendes Angebot zu schaffen. Bewegt sich etwas in diese Richtung?

Rudolph: Es gibt mehrere Initiativen, die allerdings nicht öffentlich deklariert sind. Wir wissen auch, dass solche Fragen sowohl von der Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten CRUS wie auch auf politischer Ebene diskutiert worden sind. Das heisst: Das Thema steht auf der Traktandenliste, es ist aber noch nicht ersichtlich, wie es sich weiterentwickelt.

Wie wichtig wäre denn eine solche Imam-Ausbildung in der Schweiz?

Rudolph: Sie könnte sehr wichtig sein. Wie diese Ausbildung allerdings konkret aussieht, müsste noch diskutiert werden. Ich stelle mir eine akademische Ausbildung in islamischer Theologie vor, die man dann mit einer Berufsperspektive verbinden könnte. Es wäre die Chance, den Muslimen einen Ort zu bieten, wo sie sich bilden und religiöse und gesellschaftliche Fragen diskutieren können. Eine solche Studienrichtung würde auch ein Forum für die öffentliche Diskussion wichtiger Fragen bieten. Die Frage ist: Traut sich eine Universität im Auftrag aller, so eine Institution einzurichten?

Wie müsste man sich das konkret vorstellen: Müsste beispielsweise an der Universität Zürich ein Institut für islamische Theologie geschaffen werden?

Rudolph: Ja, das wäre vorstellbar – in Zürich oder an einer anderen Universität in der Schweiz.

Es müsste jedenfalls eine islamische theologische Einrichtung von Muslimen für Muslime sein. Vorstellbar wäre auch ein Bachelor in islamischer Theologie, der mit dem Studium der Religionswissenschaften verbunden wäre. In Holland gibt es das bereits. Mit diesem Bachelor könnte man dann weiterstudieren oder aber wie bei der Pfarrerausbildung den Schritt in die Praxis machen, mit dem Ziel, Imam zu werden. Das wäre ein wichtiger Schritt für die Integration der Muslime. Wie unsere Studie zeigt, wünscht sich die Mehrheit der Muslime in der Schweiz einen modernen Islam. Dazu gehört auch, dass die Imame mit den lokalen Begebenheiten vertraut sind und die Menschen im Alltag unterstützen können.

Offenbar ist man da in Deutschland bereits weiter?

Amirpur: In Deutschland gibt es eine solche Initiative, die ganz gross angelegt ist: Der Wissenschaftsrat hat im Januar 2010 eine Empfehlung herausgegeben, dass in Deutschland islamische Theologie unterrichtet werden soll. Jetzt ist man dabei, das umzusetzen. Es sollen 10 bis 15 Professuren eingerichtet werden. Damit ist beiden Seiten gedient. In Deutschland beschwert man sich darüber, dass muslimische Kinder von Imamen unterrichtet werden, die aus der Türkei kommen. Diese werden vom türkischen Staat bezahlt, sie können oft kaum Deutsch und kennen sich mit den deutschen Verhältnissen oft überhaupt nicht aus. Kritisiert wird auch, dass völlig intransparent ist, was im Religionsunterricht vermittelt wird. Genau das könnte man mit einer Ausbildung von Religionslehrern an einer deutschen Universität ändern. Das ist auch ein grosser Schritt auf die Muslime zu.

Was soll man sich unter einem «europäischen Islam», der den hiesigen Lebensumständen angepasst ist, vorstellen?

Amirpur: Der Begriff «europäischer Islam» wird heftig kritisiert, weil er die Vorstellung weckt, dass jemand an einem Tisch und schreibe auf, wie der Islam in Europa auszusehen hat. So wird das nicht funktionieren. Es wird keine Theologen geben, die sich einen «europäischen Islam» ausdenken. Der Islam wird sich in Europa genauso einfinden und ausprägen, wie er dies an

anderen Orten getan hat. Dieser Prozess hat schon lange eingesetzt. Wie dieser «europäische» Islam schliesslich aussieht, wird weniger von den Theologen als von den Muslimen, die in Europa leben, abhängen. Diese wollen in ihrer grossen Mehrheit einen kompatiblen und anschlussfähigen Islam.

Rudolph: Der Islam wird nicht europäisiert, sondern die Muslime, die in Europa leben, werden gleichzeitig Europäer und Muslime sein. Die entsprechenden intellektuellen Prozesse entwickeln sich von selbst. Ich würde das Wort «Euroislam» gar nicht in den Mund nehmen, weil es impliziert, der andere Islam sei archaisch und nicht reformierbar. Die christlichen Kirchen sind stolz darauf, dass sie sich in den verschiedensten Weltgegenden unterschiedlich entwickelt haben. Dabei wurde nie die Frage gestellt, ob das Christentum verloren geht. Es wird vielmehr als eine

Stärke des Christentums betrachtet, sich in verschiedenen gesellschaftlichen Kontexten unterschiedlich präsentieren zu können. Das ist im Islam genauso.

Ist das nicht etwas tief gehängt – bahnt sich nicht eine Revolutionierung des Islam an, wenn islamische Theologen, die in einer säkularen, von der Aufklärung geprägten Gesellschaft leben, über den Islam nachdenken?

Amirpur: So wie früher das Licht aus dem Orient kam, kommt es für die Muslime in Zukunft aus dem Okzident?

Ob es dann hell oder dunkel wird, wer weiss, aber das europäische Umfeld wird die Theologie wohl beeinflussen?

Amirpur: Es wird die Theologie sicherlich beeinflussen. Die Behauptung, erst in Europa würden

Möglichkeiten geschaffen, damit sich der Islam selbst reflektieren könne, ist aber ziemlich arrogant. Dennoch bietet Europa einen Denkraum, den es in der islamischen Welt tatsächlich nicht gibt – mit Ausnahme von Indonesien und der Türkei vielleicht. Deshalb leben viele der wichtigsten islamischen Reformtheologen auch im Westen, weil sie hier Dinge sagen können, für die sie in ihren Heimatländern verfolgt würden.

Nochmals zum Thema Integration: Sie sagen, die Diskussion laufe gar nicht so schlecht. Der Islam in Europa müsse vor allem gelebt werden. Löst sich die Problematik der muslimischen Integration also von selbst – analog etwa zu jener der italienischen Arbeiter, die in den 1950er und 60er Jahren in die Schweiz kamen?


Amirpur: Die Probleme lösen sich sicher nicht von selbst. Was wir jetzt erleben, ist das Austarieren von Interessen, die sich in der Öffentlichkeit artikulieren. Wir werden, so hoffe ich, gute und akzeptable Lösungen finden. Doch was vollkommen klar ist: Die Muslime sind in Europa angekommen. Die meisten halten sich an das Grundgesetz und haben nicht vor, den Staat zu unterwandern und zu islamisieren. Natürlich gibt es problematische Einzelfälle – etwa Zwangsheiraten oder Ehrenmorde. Sie muss man jedoch in den richtigen Kontext stellen und die Hintergründe aufzeigen. Und man muss klarstellen, dass solche Wertvorstellungen nur von einem kleinen Teil der Muslime in Europa geteilt und von der grossen Mehrheit abgelehnt werden.

Rudolph: Es gibt noch einiges zu tun. Aber wir müssen auch Geduld haben: Die Integration geschieht nicht in einem Akt und es wird weitere Verwerfungen geben. Das Wichtigste ist, dass wir keine Angst vor diesem Prozess haben. Unsere Gesellschaft wird nichts verlieren, wenn sie den Islam integriert. Und sie wird sich in keine Richtung verändern, mit der wir nicht einverstanden sind. Die Erfolgsgeschichte beispielsweise der Schweiz ist so lang und so dezidiert, dass diese Angst unbegründet ist. Da dürfen wir ruhig etwas selbstbewusster sein.

Frau Amirpur, Herr Rudolph, wir danken Ihnen für das Gespräch.

«Wir sollten weniger Angst haben: Unsere Gesellschaft verliert nichts, wenn sie den Islam integriert.» Ulrich Rudolph





«Den Glauben zu formulieren, ist mein Beruf. Dabei versuche ich mich einerseits selber zu bergen in der christlichen Glaubens-tradition, in die ich hineingeboren bin. Und andererseits deren Aussagen zu meinen eigenen zu machen, sie meinem eigenen Unglauben abzurufen. Für mich ist wichtig, was ich auch meinen Kindern weiterzugeben versucht habe: dass Gott jeden Menschen kennt und keiner ihm gleichgültig ist. Meiner Tochter, sie ist ein Adoptivkind, sagte ich es so: Du bist nicht zufällig auf dieser Welt. Du bist nicht zufällig bei uns. Du bist ein Wunschkind. Du bist ein Kind Gottes und bist sein Wunschkind. Er hat dich uns anvertraut. Was immer auch geschehen mag, er verlässt dich nicht. Das glaube ich gewiss und darauf kannst du vertrauen.»

Käthi La Roche, Pfarrerin am Zürcher Grossmünster

Im Visier der Quotenjäger

Nach 9/11 bewahrten die Schweizer Medien vorerst kühlen Kopf. Sie unterschieden bewusst zwischen islamistischen Terroristen und Muslimen, die friedlich hier leben. Das hat sich mittlerweile geändert. Von Thomas Müller

Die Terroranschläge auf das World Trade Center in New York vom 11. September 2001 erschütterten die Welt. Angesichts des Unfassbaren war die Gleichung rasch zur Hand: Der Islam repräsentiert das Böse. In der Schweiz unterschieden die Medien jedoch unmittelbar nach 9/11 noch dezidiert zwischen islamistischen Terroristen und hiesigen Muslimen. «Die Muslime in der Schweiz sind entsetzt», titelte der Blick. Die Redaktionen behandelten religiöse Zugehörigkeit differenziert. «Nicht alle in einen Topf werfen», mahnte das St. Galler Tagblatt. «Islam und Christentum haben sehr viele Gemeinsamkeiten», betonte die Weltwoche.

Zum Feindbild hochstilisiert

«Entgegen der landläufigen Meinung hat sich 9/11 nicht unmittelbar auf die Problematisierung der Muslime in der Schweiz ausgewirkt», bestätigt Patrik Ettinger. Der Soziologe ist Leiter einer Studie des Forschungsbereichs Öffentlichkeit und

verhinderte vorerst eine pauschalisierende negative Berichterstattung über Muslime. Im Herbst 2003 begann diese Haltung zu zerbröseln. In den Köpfen von politischen Strategen reiften Pläne heran, wie sich Kapital schlagen liess aus der von Samuel Huntington propagierten These vom «Clash of Civilizations», wonach kulturelle und religiöse Gegensätze künftig globale Konflikte schüren. Kantonale Probeläufe begannen. «Schluss mit der Unterwanderung unserer Kultur und Tradition», forderte die Luzerner SVP in einem Inserat. Im Kanton Zürich bekämpfte die Partei mit dem Slogan «Steuergelder für Koranschulen?» erfolgreich die Anerkennung anderer Religionsgemeinschaften im neuen Kirchengesetz. Der Test war gelungen: Wer die Muslime zum Feindbild hochstilisierte, konnte Erfolge einfahren.

Die politische Rechte bewirtschaftete das Thema so erfolgreich, dass sich die Wahrnehmung langsam verschob. Dass Muslime in der Schweiz

nen. Auf die Anschläge in Madrid 2004 und in London 2005 folgten Diskussionen über die Gefahr, die von «Schläfern» ausging. Und der Karikaturenstreit in Dänemark 2006 schien exemplarisch den Widerspruch zwischen «dem Islam» und der Meinungsfreiheit sowie anderen Grundwerten demokratischer Gesellschaften aufzuzeigen. «Vor diesem Hintergrund», sagt Ettinger, «wurde, zusammen mit einer Debatte über die Sichtbarkeit des Islam im öffentlichen Raum, die Minarettinitiative lanciert.»

Muezzins stoppen

Bis wenige Wochen vor dem Abstimmungssonntag verlief die Berichterstattung über diese Initiative konventionell. Doch im vierten Quartal 2009 stiess das Thema unvermittelt auf enorme Resonanz. Auslöser waren ein SVP-Onlinespiel, bei dem man eine Flut von Muezzins stoppen muss, und das Abstimmungsplakat, das eine Unterdrückung der Frauen durch den Islam und eine Unterwanderung der westlichen Gesellschaften gekonnt visualisierte. Elektronische, Boulevard- und Gratismedien räumten beidem viel Platz ein. «Eine extrem erfolgreiche Kampagne, zugeschnitten auf die moderne mediale Logik», urteilt Patrik Ettinger. Sie funktioniert so: Den Medien sichern pointierte Aussagen über Muslime Einschaltquoten, Auflage und Einnahmen, den Politikern wiederum Wählerstimmen. Entsprechend erhalten radikale Positionen weit über ihre Bedeutung hinaus Aufmerksamkeit.

Damit zeigt sich ein weiterer Faktor: Der Online-Anteil im Medienmarkt ist gestiegen, die Wettbewerbsbedingungen haben sich verschärft. Im Kampf um Aufmerksamkeit bleibt wenig Raum für reflektierte Diskurse. Eine Debatte über die Grenzen, die der Rechtsstaat der Demokratie setzt, begann – mit Ausnahme einiger Qualitätszeitungen wie NZZ, Le Temps, Bund – erst nach der Abstimmung. «Das Gros der abonnierten Zeitungen», so Ettinger, «tendiert weiterhin Richtung Konfliktstilisierung.»

Kontakt: Dr. Patrik Ettinger, patrik.ettinger@foeg.uzh.ch

«Direkt nach den Anschlägen von New York wurden Schweizer Muslime in Porträts als friedfertig und integriert dargestellt.» Patrick Ettinger, Soziologe

Gesellschaft (fög) der Universität Zürich zur Frage, wie sich in den Schweizer Medien die Wahrnehmung von Muslimen zwischen 1960 und 2009 verändert hat. Ausgewertet wurden dafür über 20 000 Artikel und Fernsehsendungen aus 15 Leitmedien. Direkt nach den Anschlägen von New York seien Schweizer Muslime in Porträts als friedfertig und integriert dargestellt worden – auch als Opfer des Stereotyps vom gewaltbereiten Muslim, sagt Ettinger. Der Tages-Anzeiger fragte: «Wie leben junge Muslime in der Schweiz?», die NZZ berichtete darüber, wie einer «als Muslim in der Rekrutenschule» den Dienst am Vaterland erbringt. Die reflektierte Haltung der Redaktionen

friedvoll leben und sich auch keine Parallelgesellschaften mit eigenem Scharia-Recht etabliert haben, verschwand aus dem Blickfeld. 2004 folgte die SVP-Kampagne gegen die eidgenössische Vorlage über die erleichterte Einbürgerung, Inserate in 20 Minuten und anderen Medien fragten: «Muslime bald in der Mehrheit?» Der Blick doppelte nach: «Schweiz: Bald mehr Muslime als Christen!», und behauptete: «Muslime stellen ihre Religion über unsere Gesetze.» Diese zunehmende Problematisierung und die Verallgemeinerungen schliessen an eine Auslandsberichterstattung an, in der Muslime fast ausschliesslich im Kontext von Konflikten und Terror erschei-

«Glaube und Wissenschaft ergänzen sich»

Wissenschaft macht den Glauben nicht überflüssig, sagt Theologe und Religionsphilosoph Ingolf U. Dalferth. Die Frage nach dem Sinn des Lebens etwa kann die Wissenschaft nicht beantworten. Interview Roger Nickl und Thomas Gull

Herr Dalferth: Was glauben Sie?

Ingolf U. Dalferth: Ich glaube an ein Leben in der Gegenwart Gottes, ohne die nichts ist, was sein kann. Glaube hat nicht so sehr mit konkreten Inhalten und Überzeugungen zu tun, sondern mit einer Einstellung zum Leben, einer bestimmten Lebensorientierung. Der Glaube gibt uns einen Rahmen, in dem wir Dinge und Ereignisse wahrnehmen, in dem wir unsere Umwelt und unsere Mitmenschen verstehen können.

Können Sie das konkretisieren?

Dalferth: Viele Erfahrungen und Erlebnisse im Leben führen uns an einen Punkt, an dem wir keine Antworten mehr haben. Beispielsweise wenn sich uns überraschend Möglichkeiten eröffnen, mit denen wir nie gerechnet hätten. Oder wenn ein Unfall oder eine Katastrophe passiert. In solchen Fällen stellen sich immer eine Reihe von Fragen: Wie ist es passiert? Wer oder was hat es verursacht? Wer ist dafür verantwortlich? Wann und wo sind Fehler geschehen? Und wer hat diese zu verschulden? Auf diese Fragen kann man mehr oder weniger direkt Antworten geben. Aber auch wenn alles Erklärbare geklärt worden ist, bleibt ein Rest von Fragen, die schwer oder gar nicht zu beantworten sind. Etwa: Wieso hat es gerade mich getroffen? Und wieso nicht jemand anders? Warum ist es gerade jetzt geschehen und nicht früher oder später oder nie?

Und der Glaube setzt sich vor allem mit solchen Fragen auseinander?

Dalferth: Ja, denn diese Fragen suchen nicht mehr nach einer Erklärung. Sie versuchen zu ergründen, wie man angesichts des Geschehenen weiterleben kann und weiterleben will. Sie zielen nicht auf Erklärung von nicht Erklärbarem, sondern auf neue Orientierung im Leben. Glaube und Religion nehmen solche Fragen ernst. Sie

erlauben, auch auf dem Hintergrund des nicht Erklärbaren vernünftig zu leben.

Früher hätte man argumentiert, ein Unfall oder eine Katastrophe seien eine Strafe Gottes. Das tut man heute nicht mehr. Der Einfluss des Glaubens auf die Deutung der Welt ist geschwunden.

Dalferth: Heute ist es bei Unfällen und Katastrophen üblich, sofort nach Tätern und Opfern zu fragen. Eine dritte Kategorie scheint es für uns nicht mehr zu geben – nämlich die, dass etwas geschehen ist, für das man niemanden direkt haftbar machen oder niemandem böswilliges Verhalten unterstellen kann. Tatsächlich geschieht im Leben von Menschen viel Gutes und

sondern darauf, sich dazu in bestimmter Weise zu verhalten. Er ist eine Möglichkeit, sich im Leben und in der Welt zurechtzufinden.

Das bedeutet, unser wissenschaftlich geprägtes Denken, das alles dem Kausalitätsprinzip unterstellt, ist zu vereinfachend?

Dalferth: Ja, es ist eine Übervereinfachung. Diese hat aber auch Gründe. Wir stossen heute in immer mehr Bereiche vor, in denen wir handelnd gestalten können, aber auch müssen – etwa am Anfang oder am Ende des Lebens. Dabei wird uns immer wieder schmerzlich bewusst, dass uns trotz all unseres wachsenden Wissens vieles unzugänglich bleibt. Nicht nur, weil wir es noch nicht wissen, sondern weil uns all unser Wissen nicht von der Aufgabe entbindet, uns dazu auch zu verhalten, ohne die Folgen absehen zu können. Wir müssen handeln unter Bedingungen unzureichenden Wissens. Und wir können nicht handeln, ohne eine orientierende Sicht unseres

«Der Glaube ist eine Möglichkeit, sich im Leben und in der Welt zurechtzufinden.» Ingolf U. Dalferth

Übles, für das niemand verantwortlich zu machen ist. Wir aber können oder wollen uns heute keine Ereignisse mehr vorstellen, die nicht von Tätern verursacht worden sind. Wir sehen alles als Resultat oder als Nebenprodukt von vollzogenen oder unterlassenen menschlichen Handlungen. Das war früher nicht so.

Früher diente der Glaube als Erklärung?

Dalferth: Der Glaube hat eben keine Erklärungen im wissenschaftlichen Sinn geliefert. Er hat aber Lebensorientierung gegeben. Sie ermöglicht einem, mit Erklärbarem, aber auch mit Unerklärlichem sinnvoll weiterzuleben. Das heisst, Glaube ist nicht einfach eine vorwissenschaftliche Form der Welt- und Lebensklärung, sondern zielt auf etwas anderes als die Wissenschaften: nicht auf eine Erklärung dessen, was in der Welt geschieht,

Lebens, die sich nicht im Wissen von Fakten erschöpft. Hier liegen die zentralen Herausforderungen. Sie nötigen uns zu Vereinfachungen, und sie verführen uns zu Übervereinfachungen.

Ist dies das Resultat einer vom wissenschaftlichen Denken geprägten Sicht auf die Welt?

Dalferth: Vor allem wenn man den ersten Schritt mit bedenkt. Historisch gesehen wurde der Glaube zuerst zu einer vorwissenschaftlichen Erklärungsform gemacht. In einem zweiten Schritt wurde dann gesagt, die Wissenschaften hätten den Glauben zur Erklärung bestimmter Weltphänomene überflüssig gemacht, weil sie eben über die besseren Erklärungen verfügen. Das ist die Haltung, die sich seit dem 17. Jahrhundert in der westlichen Welt etabliert hat. Den Glauben als



vorwissenschaftliche Erklärungsform aufzufassen, war aber schon in seinen Ansätzen eine Fehlbestimmung. Denn man tut so, also ob es eine Skala gäbe, die anzeigt, wo blosses Meinen ist und wo klares Wissen beginnt – der Glaube wäre auf dieser Skala dann irgendwo zwischen Meinen und Wissen. Das ist nicht sinnvoll. Denn Wissen und Glaube befinden sich auf zwei völlig verschiedenen Ebenen. Und sie haben ganz unterschiedliche Funktionen. Deshalb kann man auch nicht behaupten, wo das Wissen sich ausbreite, werde der Glaube kleiner.

Die Wissenschaft, insbesondere Evolutionstheorie und Kosmologie, hat unser Weltbild tief greifend verändert. Gibt es in diesem wissenschaftlich geprägten Bild der Welt noch Platz für den Glauben?

Dalferth: Nietzsche hat im 19. Jahrhundert geschrieben, die Welt, so wie sie die Wissenschaft erfasse, sei ein blosses Gefüge von Ursachen und Wirkungen, in dem es keinen Sinn gebe. Wird die Welt so verstanden, heisst das, dass alle alltäglichen Dinge, die für uns Bedeutung und Relevanz haben, zunächst aus dem Blick geraten. Es ist aber ein Irrtum zu meinen, wenn man den Sinn einmal aus der Welt vertrieben habe, seien wir auch alle Sinnfragen und -probleme los. Wir sind diese Probleme eben nicht los.

Weshalb nicht?

Dalferth: Weil wir uns immer schon in bestimmten Lebens- und Handlungszusammenhängen befinden, die nicht zureichend verstanden sind, wenn man sie nur kausal betrachtet. Wir wissen etwa, was ein Tisch ist, wenn wir daran sitzen. Was dieser Tisch ist, wird nicht erst dann wahrhaft erfasst, wenn wir den gewöhnlichen Tisch

Zur Person

Ingolf U. Dalferth ist seit 1995 Ordinarius für Systematische Theologie, Symbolik und Religionsphilosophie und seit 1998 auch Direktor des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie an der Universität Zürich. Seit 2008 lehrt er zudem als Danforth Professor of Philosophy of Religion an der Claremont Graduate University in Kalifornien.

durch einen wissenschaftlichen Tisch, durch wissenschaftliche Theoriebildung ersetzen. Die Wissenschaften blenden bei ihren Forschungen sehr viel von der dichten und reichhaltigen Struktur der Lebenswelt aus und konzentrieren sich auf sehr stark vereinfachte Fragestellungen. Denn nur so kann man etwas so genau in den Blick fassen, dass man auf ein bestimmtes Problem eine konkrete Antwort erhalten kann. Nicht erst physikalische, chemische oder biologische Unter-

Dalferth: Der Glaube kommt dann ins Spiel, wenn es um unseren Umgang und unsere Einstellung zu den Dingen geht. Die Welt ist ja nicht nur ein Objekt- oder Ereigniszusammenhang, in dem wir uns befinden, sondern sie ist auch ein Lebensraum. Und Leben hat aber immer mit Sinnfragen zu tun – das heisst, wir müssen die Dinge in der Relevanz, die sie für uns als Handelnde und Leidende haben, beschreiben. Um handeln zu können, muss ich auch die Möglichkeiten in

sein. Aber man lebt anders, menschlicher, wenn man so lebt.

Der Glaube hilft uns, uns in der Welt zu orientieren – die Wissenschaft, die Welt zu erklären. Wie sehen Sie auf diesem Hintergrund das heutige Verhältnis von Wissenschaft und Theologie?

Dalferth: Theologie und Naturwissenschaften als konkurrierende Disziplinen zu betrachten, halte ich für überholt. Konkurrenz gibt es nur, wo sich Verschiedene um das Gleiche bemühen. Das ist hier nicht der Fall. Grundsätzlich müssen wir uns immer bewusst sein, welche Fragen wir beantworten wollen. Die Rede von der Schöpfung etwa versucht nicht zu erklären, wie das zustande gekommen ist, was da ist. Sie steht deshalb auch nicht in Konkurrenz zur Evolutionstheorie. Sie legt vielmehr nahe, dass das, was sich so entwickelt hat, als Gottes gute Gabe zu verstehen ist. Und sie stellt die Frage, wie wir uns zu dem Leben verhalten sollen, in dem wir uns vorfinden. Das heisst, die Rede von der Schöpfung erlaubt es Menschen, sich unter Einbezug aller wissenschaftlichen Erkenntnisse im Leben auf bestimmte Weise zu orientieren und dadurch eine Lebenshaltung zu gewinnen.

Wissenschaft und Glaube schliessen sich demnach nicht aus?

Dalferth: Nein, sie ergänzen sich vielmehr. Auch wer sich ganz auf den Wissenserwerb und die Forschung konzentriert, wird in seinem Leben letztlich nicht darum herumkommen, Orientierungsfragen zu stellen. Diese Fragen müssen nicht unbedingt religiös beantwortet werden. Orientierungsprobleme haben aber einen grundsätzlich anderen Charakter als Erklärungsprobleme der Wissenschaft.

Herr Dalferth, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Literatur: Ingolf U. Dalferth: Die Wirklichkeit des Möglichen. Hermeneutische Religionsphilosophie, Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2003

«Man kann nicht behaupten, wo das Wissen sich ausbreite, werde der Glaube kleiner.» Ingolf U. Dalferth

suchungen leisten aber den Wirklichkeitsnachweis für die Dinge, sondern umgekehrt, wir nehmen die Dinge – eben etwa einen Tisch – primär im praktischen Lebensumgang als wirklich war, während die Wissenschaft zuspitzt und vereinfacht, um gewisse Probleme zu lösen.

Welche Konsequenzen ziehen Sie aus dieser Überlegung?

Dalferth: Wir müssen Nietzsches Gedanke – wie dies Heidegger und viele andere getan haben – vom Kopf auf die Füße stellen und sagen: Wir leben grundsätzlich in einer sinnvollen Lebenswelt. Um technische und wissenschaftliche Fragen und Probleme zu lösen, müssen wir aber so viel von dieser Wirklichkeit ausblenden, dass nur bestimmte Aspekte im Blick bleiben. Das heisst, wir schärfen unseren Fokus, indem wir im Umgang mit unserer Lebenswirklichkeit zwischen faktische Fragen (Wie entsteht biologisches Leben?), Handlungsfragen (Sollen wir lebensverlängernde Massnahmen ergreifen oder nicht?), Sinnfragen (Wie kann ich unter diesen Umständen weiterleben?), Begriffsfragen (Was heisst «Leben»?) und so weiter unterscheiden. Wo wissenschaftliche Fragen verfolgt werden, geht es daher nicht um Sinnprobleme, und umgekehrt.

Trotz dieses Reduktionismus nimmt die Wissenschaft aber für sich in Anspruch, die Welt zu erklären und noch mehr – sie sieht sich als den einzig relevanten Zugang zur Welterklärung. Welche Rolle spielt der Glaube bei Weltdeutung und Sinngebung?

einer bestimmten Situation sehen und die relevanten und irrelevanten Optionen unterscheiden. Ich muss Fakten in den Horizont des Möglichen stellen.

Das heisst, der Glaube hilft uns, uns zu orientieren, indem er uns mit gewissen Prinzipien, Grundideen, Überzeugungen versieht?

Dalferth: Ja, Glaube fungiert als ein Orientierungssystem, das eine Ordnung entfaltet, die sich an Gott ausrichtet, und Ortungen anbietet, in denen man die Welt, die anderen und sich selbst in Bezug auf Gott versteht.


Was ist denn die Bedeutung des Glaubens für die Menschen in diesem Kontext?

Dalferth: Der Glaube bietet einen Horizont, einen Rahmen an, um die Welt und das Leben in Bezug auf Gott zu verstehen und sich im Leben zu verorten und mit Erfahrungen auf bestimmte Weise umzugehen – etwa mit Unfällen, aber auch mit Glückserlebnissen. Der Glaube bietet keine Erklärungen, wo die Wissenschaft schweigt, sondern er ist, wie gesagt, eine Einstellung zum Leben, in der man sich und das, was geschieht, auf bestimmte Weise versteht. Ich verhalte mich etwa dankbar dem Leben gegenüber. Ich verstehe etwas nicht nur als Zufall, sondern als Gabe, die mich zu einer bestimmten Reaktion veranlasst. Ich fasse das, was mir Positives im Leben widerfahren ist, als Verpflichtung auf, mich anderen gegenüber entsprechend zu verhalten. Ich verstehe, was geschieht, als Anlass, in einer bestimmten Weise zu leben. All das muss nicht so



«Glauben ist nicht Wissen. Wissen ist entweder richtig oder falsch. Im Glauben aber gibt es die Polarität des Sowohl-als-auch: die Wirklichkeit des Kausalen – und die ganz andere Wirklichkeit des Akausalen. Glauben heisst, diese Welt ernst nehmen und sich in ihr engagieren, gleichzeitig aber ein Fenster zu öffnen in die «Ewigkeit», die das Kausale durchdringt und relativiert. Davon erzählen die poetischen Geschichten der jüdisch-christlichen Überlieferung. Der Glaube sagt mir: «Vertraue so auf Gott, als ob der Erfolg deiner Arbeit ganz von dir und nicht von Gott abhinge, wende aber darauf allen Fleiss an, als ob du nichts und Gott allein alles vollenden werde» (Ignatius von Loyola).»

Abt Daniel Schönbächler,
Benediktinerabtei Disentis



« Ich glaube, dass der dreieinige Gott der Gott der Liebe ist und in Beziehung zu uns leben möchte. Gott ist mir als himmlische Mutter und himmlischer Vater ein Gegenüber und besorgt um seine Schöpfung: Natur, Tiere und Menschen. Gott ist mir in Jesus Christus nahegekommen und hat mich als Mensch, wie ich bin, angenommen und erlöst. Gott ist immer bei mir durch den Heiligen Geist, schöpferische und belebende Kraft der Liebe und Gerechtigkeit, die mich neue Wege gehen lässt. Gott ist erfahrbar, erlebbar und erreichbar für alle Menschen. »

Sabrina Müller, reformierte Pfarrerin in Bäretswil und Doktorandin an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich

Blühende Kirchen

Die reformierte Kirche kämpft um Mitglieder und Bedeutung. Manchmal mit Erfolg, wie das Beispiel einer jungen Pfarrerin zeigt, die versucht, mit kreativ gestalteten Ritualen die Menschen anzusprechen. Von Paula Lanfranconi

Sonntagmorgen in Bäretswil, Zürcher Oberland. Ein Dorf mit rund 4000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Es regnet, die Luft riecht nach Schnee. Trotzdem nehmen erstaunlich viele Menschen den Weg zur reformierten Dorfkirche unter die Füsse. Rund 120 Personen werden kommen, darunter viele Junge. Am Kircheneingang begrüßen zwei Frauen jeden Gottesdienstbesucher persönlich. Drinnen ist die Stimmung warm. Fragmente einer Backsteinmauer deuten einen Dorfplatz an. «Dir alli Ehr gä», singt nun die Band, begleitet von Piano, Gitarre und Cajon-Trommel; viele Besucher klatschen mit. Eine Moderatorin führt durch den Gottesdienst. Es sei, sagt sie, ein «Mitenand-Gottesdienst» über das «Abenteuer Glaube». Eine Theaterszene folgt: Eine Mutter will mit ihrem halbwüchsigen Sohn eine Ferien-

reise buchen. Der Junge möchte es abenteuerlich, die Mutter entscheidet sich aber für das sichere Pauschalangebot. Jetzt betritt ein älterer Mann die Szene. Die junge Pfarrerin, unauffällig in Strassenkleidung, hatte ihn als Gast angekündigt: Sämi Kuster. Jugendarbeiter sei er und vieles mehr. «Ohne Sämi», sagt die Pfarrerin, «hätte ich mit 15 die Bibel definitiv in die Ecke gestellt.» Der Gast erzählt dann aus seinem ziemlich abenteuerlichen Leben. Er wirkt authentisch; mehrere Gottesdienstteilnehmer folgen seiner Einladung und äussern Gedanken zum Thema Glauben.

Kultur der Ermutigung

Zwei Tage nach dem Gottesdienst freut sich Pfarrerin Sabrina Müller, dass so viele Leute gekom-

men sind, obwohl sie den «Mitenand-Gottesdienst» erst zum zweiten Mal durchgeführt hätten. Stolz mache sie vor allem das Zusammenspiel im Team: «Wir sind fast 20 Leute aus der Gemeinde, unser Ziel ist der Dialog und die Interaktion.» Ein gutes Jahr ist die 30-Jährige jetzt Pfarrerin in Bäretswil, daneben schreibt sie an der Universität Zürich ihre Doktorarbeit zum Thema «Emerging Church», eine weltweite Bewegung, die nach neuen kirchlichen Ausdrucksformen sucht und auch kirchenferne Menschen erreichen möchte.

Eher kirchenfern wuchs auch Sabrina Müller auf. In die Sonntagsschule sei sie aus freien Stücken gegangen: «Mit 15 hinterfragte ich vieles, fand es spannend, mit dem Pfarrer zu streiten.» Was motiviert eine junge Frau zum Pfarrberuf – heute, wo alle Welt von der existenziellen Krise der Kirchen redet? Sie glaube, sagt Sabrina Müller dezidiert, nicht an den Untergang der Kirchen. Fragen nach Religion und Spiritualität, weiss sie aus ihrer langen Erfahrung mit Jugendlichen, nähmen stark zu. Bei ihr selber sei es ein Prozess gewesen. Spirituelle Erfahrungen mit 16, 17, das Gefühl: Da ist ein höheres Wesen, ein Gott, der dich gern hat. Damit solche Erfahrungen möglich würden, brauche es Räume, Pfarrerrinnen und Pfarrer könnten solche Räume öffnen. Als klassische Pfarrerin sieht sich Sabrina Müller aber nicht: «Ich sehe mich mehr als Coach denn als Pfarrerin – ich schaue, was von den Leuten selber kommt.»

Kirche versteht sie nicht als Institution, sondern als Ort, wo die Talente und Ideen der Men-

schen zusammenkommen. Sie ist stark geprägt von ihren eigenen Erfahrungen in der evangelisch-reformierten Landeskirche, aber auch von ihren Aufenthalten bei der amerikanischen Willow Creek Community Church, einer sogenannten Megakirche mit 7000 Plätzen. An normalen Sonntagen kommen gegen 30 000 Besucher, an Festtagen doppelt so viele. Sabrina Müller wollte sehen, was dort anders sei. «Der Kern des Erfolges», stellt sie fest, «ist der Umgang mit ehrenamtlichen Mitarbeitenden. Es ist eine Kultur der Ermutigung und der Förderung.»

Diese Kultur versucht sie nun auch in Bäretswil zu etablieren. Fast 200 Ehrenamtliche, sagt sie mit Stolz in der Stimme, engagieren sich hier in der Kirche. Die junge Pfarrerin wirft aber nicht alles Herkömmliche über Bord: Auch sie mache, betont sie, eine Exegese der Bibeltexte, frage sich aber immer, wie sie einen Bezug zum Leben der Menschen herstellen könne. Beim Thema der Verkörperung Jesu auf dem Berg etwa fragte sie die Gemeinde, ob sie auch gerne wanderten. Dann habe sie die Leute hinaufgeschickt auf die Empore. «Dadurch bekamen sie einen anderen Blick, eine andere Perspektive.»

Packende Geschichten erzählen

Bäretswil scheint eine Oase in der krisenhaften kirchlichen Landschaft zu sein. Nur noch jeder zehnte Protestant, stellt eine Studie fest, geht jeden Sonntag in die Kirche. Bis im Jahr 2040 werde der Anteil der Protestanten an der Schweizer Bevölkerung auf 20 Prozent schrumpfen. Vor hundert Jahren waren es noch dreimal mehr. Was bedeutet dieses Krisenszenario für die Ausbildung der Pfarrerrinnen und Pfarrer? Ralph Kunz, Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich, verhehlt nicht, dass ihn «diese Krisensemantik» nerve: «Man könnte», sagt er und verwirft die Hände, «auch von der Krise der Schule reden, der Krise der Banken, der Krise des Salates, der Polizei, der Universität.» Er möchte die Diskussion entdramatisieren, plädiert für Augenmass und einen längeren Blick. Historisch gesehen, argumentiert er, habe die sogenannte

«Ich sehe mich mehr als Coach denn als Pfarrerin – ich schaue, was von den Leuten kommt.» Sabrina Müller, Pfarrerin und Doktorandin

Krise schon im 17. Jahrhundert mit dem Rationalismus begonnen.

Seither, sagt Kunz und zeichnet eine Art Fieberkurve, habe es ein ständiges Auf und Ab gegeben. Nach dem Zweiten Weltkrieg etwa und in den 1960er Jahren hätten die Kirchen eine Renaissance erlebt. Die Jugendkirchen entstanden. Auch die Frauen-, die Öko- und die Friedensbewegung seien stark mit der Kirche verbunden gewesen. Diese Leute, so Kunz, seien aber inzwischen um die 70 und beteiligten sich nicht mehr an Ostermärschen oder sie sterben weg. Die nächstfolgende Generation sei beschäftigt mit Beruf, Familie und mache auch kaum mehr in Vereinen oder Parteien mit.

Keine Showmaster

«Die eigentliche Krise», betont Ralph Kunz, «ist eine Krise der Gemeinschaft – eine Ausdünnung der tragenden gemeinschaftlichen Netze.» Davon sei die Kirche stark betroffen, und es gehöre auch zu den Aufgaben der universitären Theologie, diese gemeinschaftliche Ebene wieder stärken zu helfen. Man versuche, so Kunz, die Studierenden

für die Volkskirche aus: Nicht Sektiererisches sei da gefragt, sondern eine Haltung, welche die Glaubensgewissheit mit intellektueller Redlichkeit verbinden könne: «Unsere Leute sollten, bildlich gesprochen, auf verschiedenen Kanälen senden können. Dabei müssen sie aber so gut sein, dass sie das DRS2-Publikum nicht vor den Kopf stossen, aber auch so verständlich, dass ihnen auch das DRS1-Publikum zuhört.»

Auch forschungsmässig befasst sich die Theologische Fakultät mit der kirchlichen Umbruchsituation. Vor kurzem gründete sie gemeinsam mit der evangelisch-reformierten Landeskirche das Zentrum für Kirchenentwicklung (ZKE). In der Schweiz, sagt Theologieprofessor Ralph Kunz, habe es bislang keine nennenswerte Kirchenforschung gegeben: «Wir wissen zu wenig über «Best Practice», es existiert keine Qualitätsforschung und -kontrolle.»

Kirche für Skater und Punks

Junge Theologinnen wie Sabrina Müller erforschen neue kirchliche Ausdrucksformen. Denn es gibt, auch in Europa, spannende Experimente.

mehr als Kaffeesatzlesen, wehrt Ralph Kunz ab. In der Deutschschweiz, räumt er ein, kämpften viele Gemeinden gegen Resignation und Alterserscheinungen. «Es kann aber durchaus sein, dass eine solche Gemeinde dank einer innovativen Pfarrperson und jungen Familien in wenigen Jahren zu einem blühenden Ort wird.» Um den Pfarrnachwuchs ist dem Theologieprofessor nicht bang. Nach einem Tiefpunkt in den 1990er Jahren gehe es jetzt bergauf, und seit zwei Jahren steige an der Universität Zürich die Zahl der Theologiestudierenden stark an. 30 Studienanfänger habe es jeweils gegeben: «Wir sind sehr zufrieden.» Auch sonst gibt sich Ralph Kunz optimistisch. Selbst wenn die Mitglieder der reformierten Landeskirche im Jahr 2050 nur noch 20 Prozent der Bevölkerung ausmachten, seien die Kirchen immer noch «absolute Giganten». Keine andere Organisation habe so viele Mitglieder, sei derart präsent. «Woche für Woche, über viele Jahrhunderte!»

Sabrina Müller zieht einen Zettel aus ihrer Manteltasche. Diesen Mantel, erzählt sie, habe sie vor genau einem Jahr zuletzt getragen, an ihrem ersten Gottesdienst in Bäretswil. Sie lächelt und streicht den Zettel glatt. Verschiedene Vögel sind darauf zu sehen. Und ein Spruch: «Nutze die Talente, die du hast. Die Wälder wären sehr still, wenn nur die begabtesten Vögel sängen.» Dieser Satz sei der Kern ihrer ersten Predigt gewesen. «Wenn ich jemals von diesem Ziel abkomme und nicht mehr die Ehrenamtlichen im Blick habe, sondern der «Profi» bin, der schliesslich sieben Jahre lang Theologie studiert hat – dann», sagt sie mit Vehemenz, «höre ich als Pfarrerin auf.»

«Die eigentliche Krise ist eine Krise der Gemeinschaft – eine Ausdünnung der tragenden gemeinschaftlichen Netze.» Ralph Kunz, Theologe

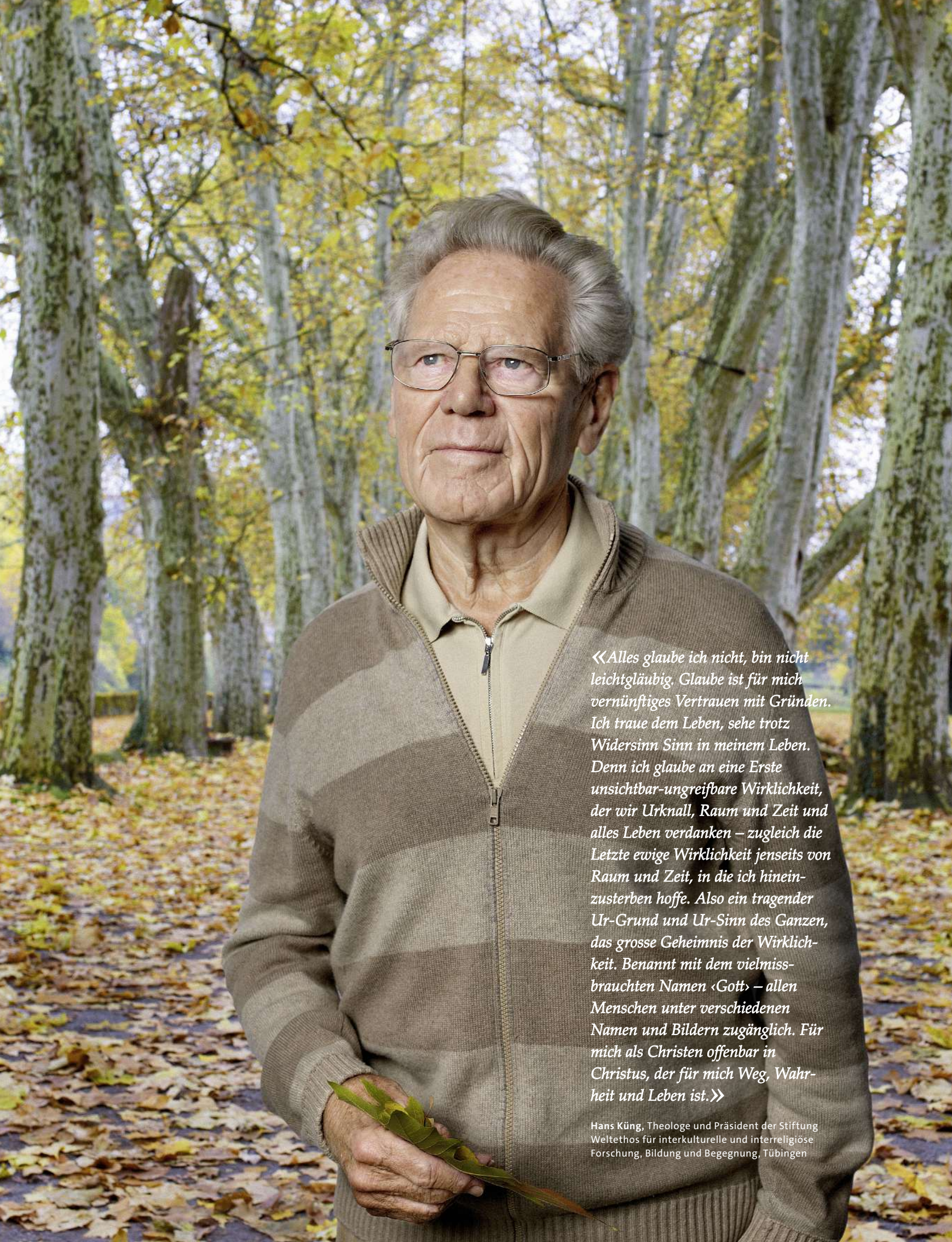
zu schulen – einerseits im Blick auf ihre hermeneutische Aufgabe: «Sie sollen lesen lernen, was in der Gesellschaft passiert. Und andererseits das kulturelle Gedächtnis interpretieren, damit sie Geschichten erzählen können, die die Menschen wieder packen.» Dazu gehöre auch das kreative Gestalten von Ritualen – so, dass sich auch Leute ohne grosses religiöses Wissen angesprochen fühlen.

Doch die Universität müsse «keine Showmaster» ausbilden: «Was es braucht, ist eine Professionalität, die die Menschen begeistert, anbindet und zum Mitmachen animiert.» Und da könne sich die als etwas steif geltende Landeskirche durchaus ein gutes Stück freikirchliche Begeisterung und Lebensfreude abschneiden. Doch Gruppierungen wie die International Christian Fellowship (ICF), relativiert Kunz, seien Nischenkirchen für Junge und spirituell hoch Motivierte. Die Universität hingegen bilde ihre Studierenden

In Grossbritannien zum Beispiel, wo die Church of England vor 20 Jahren fast verschwunden war, haben die Kirchen, dank den «Emerging Churches», wieder Zulauf. Eines ihrer wichtigsten Merkmale sind neue Gottesdienstformen, an denen sich die Gläubigen aktiv beteiligen. Es gehe darum, sagt Doktorandin Sabrina Müller, das Evangelium ganz direkt auf das betreffende Quartier zu beziehen. «Oft bedeutet dies nicht, einen schönen Sonntagsgottesdienst zu halten, sondern sich nach den Alltagsbedürfnissen von Leuten zu richten, die sonst nie mit der Kirche in Berührung kämen.» Dies könne in gewissen Quartieren zum Beispiel Aufgabenhilfe sein. Die Gottesdienste der «Emerging Churches» finden denn auch an ungewohnten Orten wie Cafés und Sportclubs statt, und es gibt spezielle Angebote für Punks, Skater, Surfer.

Wo stehen die schweizerischen Landeskirchen im Jahr 2060? Eine solche Prognose sei nicht viel

Kontakt: Prof. Ralph Kunz, kunzr@access.uzh.ch; Sabrina Müller, sabrina.mueller@zh.ref.ch

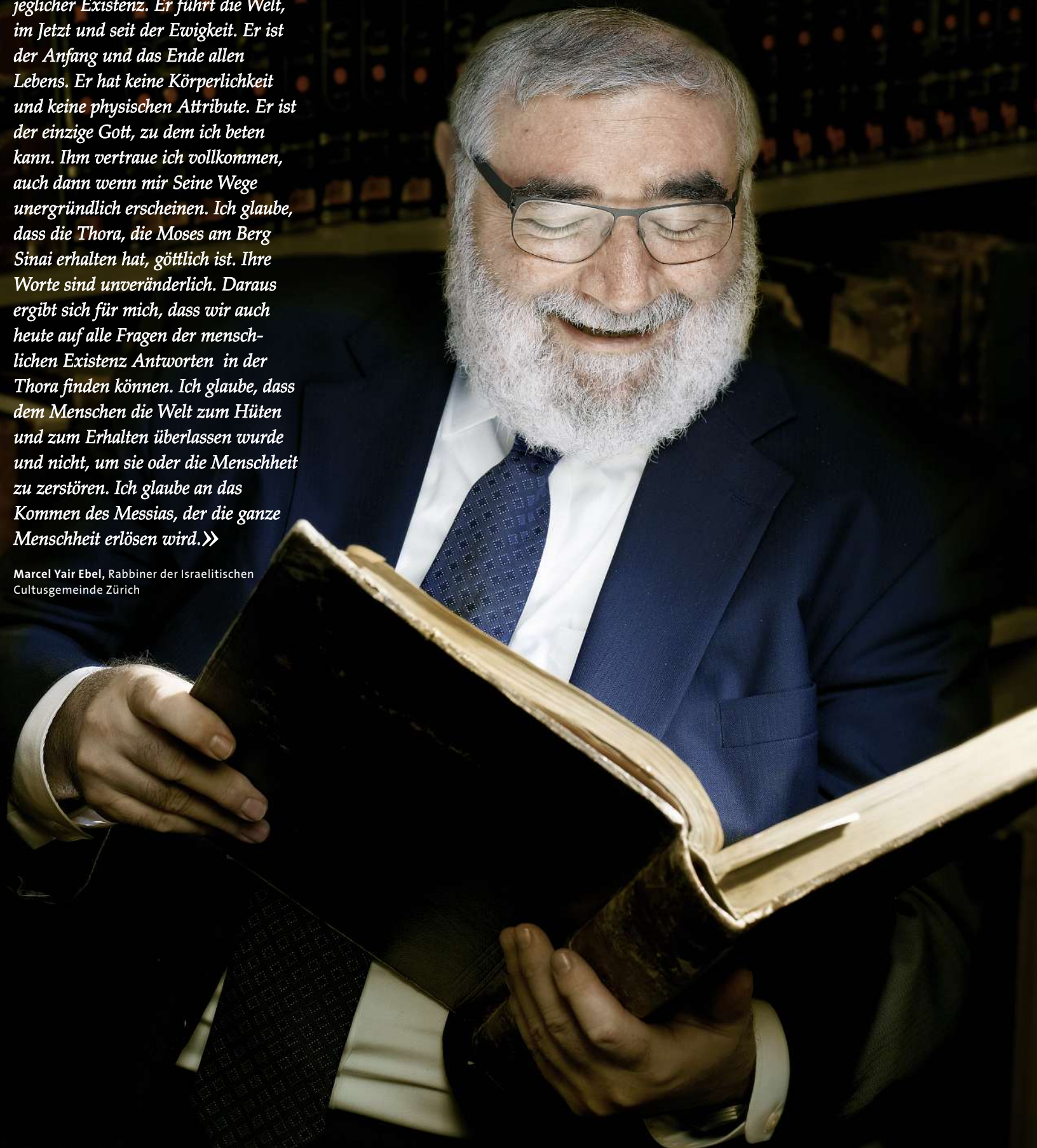
A portrait of Hans Küng, an elderly man with grey hair and glasses, wearing a brown and beige striped zip-up sweater over a light-colored polo shirt. He is standing in a forest with tall, thin trees and a ground covered in fallen yellow leaves. He is holding a single green leaf in his hands. The background is slightly blurred, showing more trees and a hint of a path.

«Alles glaube ich nicht, bin nicht leichtgläubig. Glaube ist für mich vernünftiges Vertrauen mit Gründen. Ich traue dem Leben, sehe trotz Widersinn Sinn in meinem Leben. Denn ich glaube an eine Erste unsichtbar-ungreifbare Wirklichkeit, der wir Urknall, Raum und Zeit und alles Leben verdanken – zugleich die Letzte ewige Wirklichkeit jenseits von Raum und Zeit, in die ich hineinzusterben hoffe. Also ein tragender Ur-Grund und Ur-Sinn des Ganzen, das grosse Geheimnis der Wirklichkeit. Benannt mit dem vielmissbrauchten Namen ›Gott‹ – allen Menschen unter verschiedenen Namen und Bildern zugänglich. Für mich als Christen offenbar in Christus, der für mich Weg, Wahrheit und Leben ist.»

Hans Küng, Theologe und Präsident der Stiftung Weltethos für interkulturelle und interreligiöse Forschung, Bildung und Begegnung, Tübingen

«Ich glaube an Gott als den Schöpfer jeglicher Existenz. Er führt die Welt, im Jetzt und seit der Ewigkeit. Er ist der Anfang und das Ende allen Lebens. Er hat keine Körperlichkeit und keine physischen Attribute. Er ist der einzige Gott, zu dem ich beten kann. Ihm vertraue ich vollkommen, auch dann wenn mir Seine Wege unergründlich erscheinen. Ich glaube, dass die Thora, die Moses am Berg Sinai erhalten hat, göttlich ist. Ihre Worte sind unveränderlich. Daraus ergibt sich für mich, dass wir auch heute auf alle Fragen der menschlichen Existenz Antworten in der Thora finden können. Ich glaube, dass dem Menschen die Welt zum Hüten und zum Erhalten überlassen wurde und nicht, um sie oder die Menschheit zu zerstören. Ich glaube an das Kommen des Messias, der die ganze Menschheit erlösen wird.»

Marcel Yair Ebel, Rabbiner der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich



Ikonenverehrer und Bilderstürmer

Die grossen Weltreligionen haben ein zwiespältiges Verhältnis zum Bild. Auseinandersetzungen um die Darstellung des Göttlichen wurden oft heftig geführt. Ein neues Buch beschäftigt sich mit der Visualität des Religiösen. Von Regula Zehnder

Nur der Mensch schafft Bilder; er malt und spricht in Bildern. Das war bereits in der Urzeit so. Davon zeugen schon die 20 000 Jahre alten Höhlengemälde mit Jagdszenen im spanischen Altamira. Bilder vergegenwärtigen bis heute das Abwesende – das Abwesende, das nicht mehr da ist, und das Zukünftige, das erwartet wird. Sie zeigen aber auch das Abstrakte, das Spekulative und das Gegenwärtige. Das hat Folgen: Nur wer die Unterscheidung macht zwischen demjenigen, das hier und im Jetzt ist, und dem, was vergangen oder weg ist, der unterscheidet auch zwischen Diesseits

und Jenseits. Archäologische Funde lassen darauf schliessen, dass am Anfang der Religion die Magie des Bildes stand. Das ist bis heute in der Marien- und Heiligenverehrung zu beobachten.

bieten, kommt der Hinduismus mit seinen vielen Gottheiten ohne Bilder nicht aus. Im Christentum darf – trotz Bilderverbot – der Mensch Jesus dargestellt werden, nicht aber seine göttliche Natur. Das Christentum weicht deshalb schon früh auf symbolische Darstellungen aus: Mit der Zeichnung eines Fisches, eines Schiffes oder des guten Hirten umgehen Künstler bis ins 4. Jahrhundert die unmittelbare Darstellung Christi.

Das ändert sich um 380, als das Christentum im Römischen Reich zur Staatsreligion wird und sich eine neue christliche Kunst entwickelt: die

kunstvolle Beschneidungsteller zeugen von einem hochentwickelten Kunsthandwerk, das allerdings nie Gott darstellt. Auch der Islam verbietet, Gott abzubilden. Stattdessen bedient er sich kunstvoller, reicher Ornamente. Und auch der alte Buddhismus, um 300 vor Christus, kannte die Darstellung von Buddha nicht.

Anders ist es im bilderfreudigen Hinduismus. Dort sind Gottheiten allgegenwärtig. Dank dem modernen Posterdruck und den darauf abgebildeten farbigen Göttern können sich heute gläubige Hindus, besonders in bäuerlichen Gebieten, einen individuellen Schrein für zu Hause zusammenstellen. Aber auch sonst im Alltag gibt es überall Bilder von Gottheiten. Meistens kaufen Hindus Poster mit ihren Lieblingsgottheiten, abgebildet in frontaler Ansicht und mit weit geöffneten Augen. Das Zurückschauen des Verehrten wird als segensreich und Heil bringend empfunden. Dieses «Sehen-und-Gesehenwerden» kommt einer visuellen Berührung gleich, dient aber auch der Kraftübertragung durch den Blick.

Warhols Jesus

Heute begegnen uns religiöse Motive in den Medien. Auch sie dokumentieren das zwiespältige Verhältnis zum Bild. Da ist etwa der Streit um die Mohammedkarikaturen, der für weltweiten Wirbel sorgte. Wie sich Medien und Religion annähern, zeigen auch verschiedene religiöse Ausstellungen in der Schweiz und die Werbefotos der Firma Benetton, die in den 1990er Jahren für Furore sorgten. Die Filme von Lars von Trier können als «religiöse Texte» im religionswissenschaftlichen Sinn betrachtet werden. Und die 112-fache Reproduktion von Leonardo da Vincis Jesus beim Abendmahl durch den amerikanischen Popart-Künstler Andy Warhol nimmt die Form eines Gebets an.

Literatur: Bärbel Beinhauer-Köhler, Daria Pezzoli-Olgiati, Joachim Valentin (Hg.): Religiöse Blicke – Blicke auf das Religiöse, Visualität und Religion; Theologischer Verlag, Zürich 2010

Du sollst dir kein Gottesbild machen – das Bilderverbot ist die vielleicht radikalste Wende in der Religionsgeschichte.

Herstellung von Ikonen. Die Heiligenbilder werden bald verehrt wie der römische Kaiser. Durch die Ikonisierung werden Papst und Bischöfe zur Konkurrenz. Schliesslich greift Kaiser Konstantin durch und verbietet nicht nur die Ikonen, sondern auch deren Herstellung. Die dadurch ausgelöste Debatte befasst sich damit, ob das Bild ein Idol sei oder eben ein Bild. Die Lösung: Ein künstlerisches Bild Christi darf nur verehrt, nicht aber angebetet werden. Die Reformation mit ihrem Bildersturm verbannt dann gut ein Jahrtausend später sämtliche Bilder aus den protestantischen Kirchen.

Zwiespältiges Verhältnis zum Bild

Auch im Alten Testament ist kein eindeutiges Bild von Gott auszumachen. Das zeigt die Erzählung vom brennenden Dornbusch. Und im Buch Exodus wird um das Goldene Kalb getanz. Die Propheten des alten Israel entschieden sich für die «Undarstellbarkeit des Abwesenden». Gott hat zwar einen Namen, «JHWH», der aber nicht ausgesprochen werden darf. Die jüdische Religion kennt ein striktes Verbot der bildlichen Darstellung Gottes. Verzierte Sabbatleuchter oder

Alle Religionen gehen anders mit dem Visuellen um. Während Islam und Judentum Bilder ver-

Stutenmilch und Menschenfleisch

«Und wie war das Essen?» Mit dieser scheinbar harmlosen Frage blickt man immer, selbst da, wo sie im eigenen Kulturkreis gestellt wird, über den Tellerrand hinaus auf die zu Tisch sitzende Gesellschaft. Als Kulturpraktiken sind Zubereitung und Aufnahme von Nahrung Ausdruck sozialer Strukturen, religiöser Vorstellungen, technischer Möglichkeiten und physischer Konditionierung und damit auch Indizien kultureller Differenzen.

Als im 13./14. Jh. erste Asienreisende aus Europa Richtung China aufbrachen, ging es einerseits darum, mit macht- und religionspolitischen Interessen das am Horizont auftauchende und immer näher rückende Mongolenreich zu erkunden, andererseits mit merkantilen Interessen die Reichtümer des Orients für den Handel zu erschliessen.

*

Einer von ihnen war der Franziskaner Wilhelm von Rubruck, der 1253 bis 1255 im Dienst von König Ludwig IX. zu den Mongolen reiste und dann für den König einen ausführlichen Bericht schrieb, ein anderer war Marco Polo, der Kaufmann aus Venedig, der sich 1271 auf den Weg machte und nach seiner Rückkehr 1295 seinen viel beachteten, auch viel bezweifelten, aber eminent wirksamen Bericht verfasste. Essen, Trinken, Nahrungsmittel und deren Zubereitung sind in diesen frühen Reiseberichten nur am Rande Thema, wenn überhaupt. Der Bericht von Marco Polo gibt zwar oft an, was man in den verschiedenen Regionen auf dem Markt findet, doch schnell heisst es dann auch: «Aber lassen wir das und erzählen von anderen Dingen.» Nur bei Rubruck, der sich allgemein als ein genauer Beobachter zeigt, finden sich präzisere Angaben.

I. «Es brennt auf der Zunge» – Essen als Markierung kultureller Differenz

Bei den Mongolen ist Rubruck fasziniert von der Kunst der restlosen Verwertung wie auch den Techniken der Aufbewahrung und Konservierung der Nahrungsmittel. So beschreibt er, wie die Milch eingekocht, dann an der Sonne getrocknet und «hart wie Eisenschlacke» in Säcken für den

Winter gelagert wird, wo man sie dann, in warmem Wasser aufgelöst, als scharfes Getränk trinkt. Oder er schildert, wie das Fleisch im Sommer in der Sonne getrocknet und so für den Winter konserviert wird. Dabei fällt ihm auf, dass dies «ohne den mindesten Geruch» geschieht. Und die aus den Innereien zubereiteten Mettwürste sind, wie er betont, besser als die aus Schweinefleisch. Der Berichterstatter ist hier – anders als in den andern Reiseberichten – mit Auge, Nase und Zunge involviert. So auch, wenn er die Herstellung von Kumis (gegorene Stutenmilch) genau schildert und dann

*«Wenn Eure Bauern so marschieren
könnten wie die Könige der
Tartaren und sich mit der gleichen
Nahrung begnügen würden, könnten
sie die Welt erobern.»*

Wilhelm von Rubruck (13. Jahrhundert)

sagt: «Darauf probieren sie es, und wenn es ein bisschen pikant ist, trinken sie es. Es brennt auf der Zunge im ersten Moment wie scharfer Wein; und nach dem Trinken hinterlässt es im Mund einen Geschmack von Mandelmilch.»

Teil der Faszination des sorgfältigen Umgangs mit den Nahrungsmitteln ist aber auch die am eigenen Leib eher schmerzhaft erfahrene Erfahrung, dass die Mongolen äusserst genügsam sind. Sie kommen mit einer Mahlzeit pro Tag aus, manchmal sogar mit weniger. Diese Genügsamkeit nimmt Rubruck am Schluss seines Berichts an den französischen König zum Anlass für eine Kritik an heimischen Zuständen: «Ich sage mit voller Überzeugung, dass wenn Eure Bauern – und ich rede nicht von den Königen und Rittern – so marschieren könnten wie die Könige der Tartaren und sich mit der gleichen Nahrung begnügen würden, könnten sie die Welt erobern.»

In allen Reiseberichten wird mehr oder weniger ausführlich über die Festkultur am Hof des Grosschans berichtet. Fasziniert werden die raffinierten Maschinen beschrieben, über die die Getränke für

die grosse Gesellschaft unsichtbar aus den Kellern in den Festsaal geleitet werden, um sich da aus den Zweigen eines kostbar gearbeiteten goldenen Baumes in Schalen zu ergiessen, woraus die Schenken dann schöpfen, um die streng hierarchisch gesetzte Gesellschaft zu bedienen. Auffallend ist, dass die Inszenierung des Essens als Mittel der Machtrepräsentation und Festigung hierarchischer Strukturen auch bei Rubruck sehr genau beschrieben wird, das Essen selber aber nur da, wo es verborgen werden soll, Thema wird. Die Distanz des Chans zu den Nahrungsmitteln, die ihm nur in raffinierter Vermittlung, als Teil eines technischen Kunstwerks, offeriert werden, ist Indiz seiner Macht. Wichtig sind die goldenen Schüsseln und die Kunst ihrer Präsentation, was drin ist, spielt keine Rolle. Man riecht nichts, schmeckt nichts, sondern schaut und staunt.

*

Über das Essen beobachtet Rubruck auch soziale Strukturen, wie die strenge Hierarchie mit absoluter Gehorsamspflicht. «Bevor man das Schaffleisch serviert, wählt der Herr das, was ihm gefällt, und wenn er einem ein ausgewähltes Stück gibt, muss dieser das allein essen. Er darf es nicht jemand anderem geben. Wenn er es nicht ganz essen kann, muss er es mitnehmen oder seinem Knappen geben, damit er es ihm aufhebt. Wenn dieser nicht anwesend ist, kann er es in sein *cap-targac* tun, eine viereckige Tasche, die sie für solche Zwecke dabei haben. Sie legen hier selbst die Knochen rein, wenn sie keine Zeit haben, damit sie sie später abnagen können und nichts verloren geht.»

Es gibt auch Nahrungsmittel, die nur für die Herren bestimmt sind, wie das Kumis-Destillat. Dies spielt auch eine grosse Rolle bei den Trinkritualen, die im Zentrum des mongolischen Gesellschaftslebens stehen. Rubruck beschreibt diese sehr genau, vom Besprengen der kleinen Idole und der Libation in die vier Himmelsrichtungen bis zu der eigentlichen Trinkhandlung: «Wenn der Herr zu trinken anfängt, schreit einer der Diener *«ha!»*, worauf der Musiker [...] zu spielen beginnt. Wenn es ein grosses Fest ist, klatschen alle in die Hände und Tanzen [...]. Wenn der Herr fertig getrunken hat, schreit der Diener wieder und der Musiker hört zu spielen auf. Darauf trinken alle im Kreis, Männer und Frauen: manchmal trinken sie um die Wette, sehr schmutzig und gierig.»

Zu Rubrucks Missfallen wird dieses Ritual aber auch beim Besuch einer Frau des Möngke-Chan in der kleinen nestorianischen Kirche am Sonntag durchgeführt. Der geistliche Gesang der Priester wird dabei zum stimulierenden Gesang des Trinkgelages, und die Segnung ist Teil des Trinkrituals. So heisst es: «Dann brachte man uns zu trinken: Reiswein, roten Wein, wie der von La Rochelle, und Kumis. Die Dame, eine volle Schale in der Hand, die Knie gebeugt, verlangte die Segnung, alle Priester sangen mit voller Stimme, sie leerte die Schale ganz. Auch mein Gefährte und ich mussten singen, als sie ein zweites Mal trinken wollte. Als sie alle mehr oder weniger betrunken waren, brachte man zu essen: Schafffleisch, das sofort gegessen war, dann grosse Karpfen, ohne Brot, ohne Salz; ich ass sehr wenig davon. So verbrachten sie den Tag bis am Abend.» Mit seiner betonten Abstinenz distanziert sich Rubruck von dieser Art ritueller Handlung im Kirchenraum. Essensverweigerung ist hier klare Geste der Abgrenzung – auch gegenüber andern Christen. So wird das Essen interessanterweise nicht zuletzt da Thema, wo es um die Auseinandersetzung mit andern Christen, deren Speisevorschriften und Fastenregeln geht.

Speiseregeln sind im Kontext einer von verschiedensten Religionen, Riten, Bräuchen, Vorstellungen und sozialen Strukturen geprägten Welt Teil der Identitätskonstituierung. Als Rubruck zur Fastenzeit vor Pfingsten in der Region nördlich des Kaspischen Meeres von Alanen, die laut ihm ausser dem Namen Christi überhaupt nichts kannten, Fleisch als Geschenk erhält, nimmt er das zum Anlass, missionarisch aufzuklären. Gleichzeitig ärgert er sich darüber, dass unter den Christen dieser Region (Ruthenen, Ungarn) die Meinung verbreitet ist, dass das Trinken von Kumis Sünde sei. Rubruck beklagt das als Missionshindernis und belegt es mit einer wunderbaren Episode eines konvertierungswilligen Sarazenen, der aber bei der Vorstellung, ohne den berauschenden Kumis in der Öde der Steppe leben zu müssen, entsetzt von der Taufe zurücktritt.

II. «Denn sie essen gern Menschenfleisch» – Speisekarten als Wert- und Weltordnung

Ungefähr hundert Jahre nachdem Wilhelm von Rubruck gereist war und als Marco Polos Bericht

wie der anderer Reisender schon in verschiedene Sprachen übersetzt war, entstand das Reisebuch von Jean de Mandeville, das zu einem der meistgelesenen Bücher des Spätmittelalters wurde. Anders als seine Vorläufer und Vorbilder hatte sich Mandeville jedoch, wie sich erst viel später herausstellte, die Welt ausschliesslich über Texte erschlossen und sich in die fremden Gegenden hineinimaginiert. Die Thematik des Essens ist hier in ein Wissens- und Ordnungssystem hineingebracht, das durch die theologische, enzyklopädische und kosmographische Literatur bestimmt war.

Auch in der 1480 gedruckten Version der deutschen Übersetzung von Mandevilles Reisebuch durch Michel Velser zeigt sich dies deutlich. Prä-

*«Ob Herren oder einfaches
Volk, sie essen nicht
mehr als ein Mal am Tag wenig;
und es ist ein unsauberes
Volk von böser Natur.»*

Jean de Mandeville (14. Jahrhundert)

gend waren einerseits heilsgeschichtliche Sinnmuster, in deren Rahmen zum Beispiel die Früchte zum Zeichenarsenal Gottes werden können (Paradiesäpfel mit einem Kreuz im Innern, Adamsäpfel, die schon am Baum angebissen sind), andererseits die aus der Antike tradierte Klimatheorie, die davon ausgeht, dass die klimatischen Bedingungen einer Gegend die Entwicklung und den Charakter ihrer Bewohner beeinflussen. Wobei aus der Perspektive der mediterranen Welt die klimatischen Extreme, damit die moralischen Exzesse und die physiognomische Deformation, zunehmen, je weiter weg eine Gegend ist.

*

So beginnen bei Mandeville die einzelnen Kapitel zu den verschiedenen Völkern regelmässig mit der Beschreibung von Klima und Essen, wobei klimatisch extreme Bedingungen eng an moralisch-ethische Defizienz geknüpft werden. Die Beduinen im Nahen Osten kennen den Ackerbau nicht, essen entsprechend kein Brot und sie kochen ohne Feuer: «Ihr Fleisch und ihren Fisch

braten sie an der Sonne auf heissen Steinen.» Bei diesen Bedingungen kann es sich nur um ein Volk «aller bößheyt vol» und mit «böß sitten» handeln.

Die gleiche Qualifizierung erfahren auch die «Tartaren» (Mongolen), die in einem Land wohnen, das «zu nichts gut» ist. Auch sie wärmen das Essen an der Sonne. Und die in andern Berichten bewunderte Genügsamkeit der Mongolen ist hier so eng an die Darstellung ihrer klima- und zivilisationstheoretisch typisierten Ernährungsbedingungen geknüpft, dass auch das zum Instrument einer moralischen (Ab-)Wertung dient: «Ob Herren oder einfaches Volk, sie essen nicht mehr als ein Mal am Tag wenig; und es ist ein unsauberes Volk von böser Natur.» Gesteigert wird dieser Grad der Unzivilisiertheit nur noch durch den Kannibalismus. In Bezug auf entferntere Weltgegenden heisst es immer wieder – in nur leiser Variation: «da gibt es ein ausserordentlich böses Volk, denn sie essen gern Menschenfleisch».

*

Die Erwähnung von Essen und Speisen bei Mandeville dient nicht nur zur Differenzierung von eigen und fremd und so zur Abgrenzung, sondern ist auch ein Mittel der stereotypen Charakterisierung des Fremden, ein Instrument der (Ein-)Ordnung, das sich an geläufigen Diskursmustern orientiert. Das führt zu einer sich immer neu wiederholenden, darin sich gegen die entfernten Grenzen hin steigernden Form der kulturellen Degradation.

Es zeigt sich deutlich, dass die spärlichen Berichte über exotische Speisen bei den frühen Asienreisenden in der Rezeption durch andere Texttraditionen überformt wurden, so dass die exotische Speise nicht mehr als Handelsware oder wegen der Zubereitungs- und Konservierungstechnik interessierte, sondern zum Instrument der Bestätigung einer Sinnordnung wird, über die sich kulturelle Differenz als kulturelle Defizienz lesen lässt. Mandevilles Text gehört zu den meistgelesenen Büchern des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Rubrucks genaue Beobachtungen wurden in seiner Zeit kaum rezipiert und erst viel später in gelehrten Kreisen wiederentdeckt.

Mireille Schnyder ist Ordentliche Professorin für Ältere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Zürich.

Den Texten lauschen

Die Vorsokratiker stehen am Anfang der Philosophiegeschichte. Für die Altphilologin Laura Gemelli sind Parmenides & Co aber nicht bloss Denker, sondern ebenso Weise, Dichter und Wundermänner. Von Simona Ryser

Als Mädchen hat sie in den Kirchen der Magie der liturgischen Sprache gelauscht. Lateinisch hiess diese wunderschöne, unverständliche Sprache im Gottesdienst, deren Musik und Rhythmus so viel mehr zu erzählen schienen als bloss nur Worte. Laura Gemelli, Titularprofessorin für Klassische Philologie an der Universität Zürich, ist in einer Bauernfamilie in den Genueser Bergen aufgewachsen. Ein Onkel des Vaters, auch er Bauer und Hirte, hatte Lateinunterricht beim Pfarrer erhalten und wies der kleinen Laura die Pforte zur «magischen» Sprache. Immer war es für sie klar gewesen, so sagt die 58-jährige Altphilologin heute, dass sie die alten Sprachen studieren wollte. Und so verschlug es sie von den Bergen in die Stadt, an die Universität in Genua, und eines Tages vom Süden in den Norden, von Italien in die Schweiz.

Anfangs musste sich die feine Professorin aus dem Norden Italiens, das eben doch ein Land des Südens ist, an das distanzierte Zürich und dessen Gepflogenheiten gewöhnen. Gemelli ist direkt, sie spricht eine Sprache des Herzens, wie sie sagt, da hatte sie anfangs Mühe, sich an das kühlere Zürcher Temperament zu gewöhnen. Seit dreissig Jahren schon lebt Laura Gemelli mit ihrer Familie nun im Tessin, in Giubiasco. Von dort pendelt sie einmal in der Woche nach Zürich und kehrt nach zwei Tagen Vorlesungen mit schweren Papiersäcken voller Bücher wieder heim. Dort, fernab vom hektischen universitären Betrieb, forscht sie. Sie studiert die frühen Griechen, deren Philosophie, die antike Mystik und Medizin.

Das Geheimnis der Vorsokratiker

Soeben hat sie ihr zehnjähriges Forschungsprojekt über die Vorsokratiker abgeschlossen. Vor kurzem ist der letzte der drei Bände «Die Vorsokratiker» in der edlen Reihe Tusculum beim renommierten Verlag Artemis & Winkler erschienen. Gemelli versammelt die Texte in einer

umfangreichen Ausgabe. Über die philologisch ausserordentlich präzise Übersetzung hinaus bietet das Werk in den erläuternden und interpretierenden Teilen einen reichen Fundus an religions- und kulturhistorischen Verweisen. Gemelli steht in der Tradition ihres Lehrers Walter Burkert, mit dem sie bis heute in regem Austausch steht, und kennt die mythisch-rituell geprägten Vorstellungen der archaischen Welt.

Laura Gemelli ist fasziniert, wie diese frühen Denker die archaische Welt und die Natur in ihre Welterklärungen miteinbezogen. «Sie hatten einen direkten Kontakt zu den Dingen, einen direkten Zugang zur Natur.» Gerade dieser religiös-archaische Aspekt aber wurde in der Rezeption vernachlässigt. Die Tradierung der nur aus zweiter Hand erhaltenen Textstücke und Fragmente ist geprägt von der aristotelischen Darstellungsweise und von Schleiermacher, Hegel und Zeller, die im 18. und 19. Jahrhundert das

«Objektivität heisst nicht, auf sich selbst zu verzichten, sondern sich seiner selbst bewusst zu sein.» Laura Gemelli

evolutionistische Konzept einer linearen Entwicklung des Denkens entwickelten. Die Philosophiegeschichte wurde systematisiert, es entstand die Idee einer vorsokratischen Philosophie, die am Ursprung der Philosophie steht.

Gemelli wählte für ihre Arbeit einen anderen Zugang, um das Geheimnis der Vorsokratiker zu lüften. «Verlässt man einmal das Territorium der philosophischen Begrifflichkeit», sagt sie, «entdeckt man viele bisher verborgene Aspekte.» Gemelli geht kultur- und religionshistorisch vor. Sie bezieht die archaische Vorstellungswelt und orientalische Einflüsse in ihre Interpretation mit ein. Sie interessiert sich für die Vorsokratiker als Weise, Gelehrte, Dichter, Wundermänner, deren

Wissen über die Dinge das reale Leben der Menschen einschloss und es für die Praxis nutzbar machte. So war etwa Empedokles auch politisch engagiert und betätigte sich als Seher-Arzt. «Die Auffassung vom spekulierenden, kontemplativen Philosophen entstand erst im letzten Viertel des 5. Jahrhunderts v. Chr. in Athen und wurde vor allem für Anaxagoras geprägt», sagt sie.

Archaisches Universum

Um aber dieses vergangene archaische Universum zu entdecken, muss man den Texten lauschen. Auch bei den Vorsokratikern war es die Magie der Sprache, die Laura Gemelli in den Bann zog. Begeistert erzählt sie, wie Klang, Musik und Rhythmus bei der Lektüre dieser Fragmente wirken und wie die Texte gerade auf einen besonderen Effekt angelegt seien. Denn die Textstücke der Vorsokratiker stehen in einer oralen Tradition. Die schweigende Lektüre, wie wir sie kennen, war noch unbekannt. Das Niederschreiben der Texte diente in erster Linie zur Bewahrung. «Die archaische Dichtung wurde immer zu einem bestimmten Zweck, für eine bestimmte Performance verfasst – etwa als Chorgesang – und laut rezitiert oder gesungen.»

Besonders interessant ist die Deutung von Parmenides' Gedicht «Über die Natur», die Gemelli im zweiten Band vorlegt. «Dieses wunderbare

Gedicht sollte bei den Zuhörern eine bestimmte Wirkung erzielen, es sollte dieselbe Erfahrung hervorrufen, wie sie Parmenides gelebt hatte.» Die Altphilologin legt ein besonderes Augenmerk auf den in der Rezeption wenig beachteten, schwer verständlichen einführenden Teil. Dieser schildert bilderreich und suggestiv die Unterweltreise zu einer unbenannten Göttin. «Es handelt sich nicht um eine Abhandlung über Ontologie und Metaphysik, wie es im philosophischen Kanon dargestellt wird, sondern um einen esoterischen Text, der dazu dient, eine bestimmte, auserwählte Zuhörerschaft durch bestimmte Techniken in einen mystischen Zustand zu versetzen», ist sich Gemelli sicher.



INTERVIEW

«Da ist noch Luft im System»

Die Gesundheitskosten in der Schweiz explodieren. Was ist dagegen zu tun? Matthias Schwenkglenks plädiert für eine integrierte Versorgung, um Doppelspurigkeiten zu vermeiden. Von Thomas Gull und Roger Nickl

Herr Schwenkglenks, die Gesundheitskosten in der Schweiz verschlingen mittlerweile mehr als zehn Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Weltweit liegt die Schweiz bei den Gesundheitskosten pro Kopf an dritter Stelle. Welches sind die Gründe für diese Kostenexplosion?

Matthias Schwenkglenks: Die Gesundheitskosten in der Schweiz sind zwar hoch, aber sie bewegen sich im Bereich jener von Frankreich und Deutschland. Das heisst, das Problem ist kein spezifisch schweizerisches. Die Probleme sind einerseits im Gesundheitswesen selbst begründet, andererseits gibt es exogene Faktoren. Dazu gehören neue Infektionskrankheiten wie Aids, verschiedene Grippeviren, die sich weltweit ausbreiten, oder neue Resistenzen etwa gegen Tuberkulosemedikamente. Alle Veränderungen unserer Umwelt- und Lebensbedingungen haben das Potenzial, auch die Gesundheitskosten zu beeinflussen.

Ein wichtiger Faktor scheint die sogenannte «Überalterung» der Gesellschaft zu sein.

Schwenkglenks: Der Einfluss der demographischen Alterung auf die Gesundheitskosten ist gar nicht so klar. Der Bevölkerungsanteil der über 65-Jährigen steigt in den nächsten rund 30 Jahren

von Peter Zweifel und Kollegen vom Sozialökonomischen Institut der Universität Zürich zeigen. Deshalb wirkt sich die Alterung der Gesellschaft unter Umständen gar nicht so stark aus wie befürchtet. Die Frage ist, ob wir nicht nur länger leben, sondern auch länger gesund bleiben können. Es ist eine Aufgabe an die Medizin, dafür zu sorgen. Was teuer ist, sind die chronischen Erkrankungen, die zwar behandelt, aber nicht geheilt werden können.

Die von Ihnen genannten exogenen Faktoren spielen in der Debatte über die Gesundheitskosten nur eine untergeordnete Rolle, auch weil sie nur bedingt beeinflusst werden können. Die grossen Probleme werden im Gesundheitssystem ausgemacht. Woran liegt es, dass man die Kosten nicht in den Griff bekommt?

Schwenkglenks: Gesundheit hat einen hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft. Dieser Konsens manifestiert sich in Gesundheitszielen, die breit akzeptiert werden: Eine qualitativ hochstehende Versorgung soll möglichst für alle zugänglich sein. Und die Menschen sollen vor schwerwiegenden ökonomischen Folgen geschützt werden, wenn sie krank werden. Angestrebt wird, diese Ziele mög-

«Pharmaunternehmen haben nicht in erster Linie das Ziel, Menschen gesund zu machen, sondern Gewinne zu erwirtschaften.»

von 15 auf 25 Prozent. Anders als es im Moment oft dargestellt wird, bedeutet das aber nicht zwingend dramatisch höhere Gesundheitskosten.

Weshalb nicht?

Schwenkglenks: Zwar verursachen ältere Menschen im Durchschnitt höhere Gesundheitskosten. Diese Kosten konzentrieren sich jedoch sehr stark auf die letzten beiden Lebensjahre, wie Stu-

lichst kostengünstig zu erreichen. Das Problem ist: Die Leistungen innerhalb des Gesundheitssystems werden von ganz unterschiedlichen Akteuren erbracht. Deren Eigeninteressen stehen zum Teil in Widerspruch zu den Zielen des Gesamtsystems.

Worin besteht dieser Widerspruch?

Schwenkglenks: Ein Pharmaunternehmen oder eine Medizintechnikfirma haben nicht in erster

In ihrer Deutung zeigt sie, dass Parmenides die Begegnung mit der Wahrheit als mystisches Erlebnis darstellt. Mit Hilfe archäologischer und historischer Quellen kann Gemelli nachweisen, dass er in seiner Stadt Velia eine Ärztegilde gründete, die vom Apollon-Kult geprägt war und eine bestimmte Heilpraxis ausübte, die sogenannte Inkubation. «Diese wurde in einer Höhle in absoluter Ruhe und Unbewegtheit durchgeführt, die dem Winterschlaf eines Tieres gleicht», beschreibt Gemelli dieses Verfahren. «In einem solchen Zustand erfolgte die Begegnung mit dem Göttlichen.»

Sprachliche Zaubertechnik

Die Forscherin betont die rituelle und religiöse Suggestionskraft in Parmenides' Sprache, die heutigen Ohren nicht gerade das Sein des Seienden erfahrbar macht, aber vielleicht doch eine Art mystischen Bann auslösen kann. Es handle sich um eine Zaubertechnik, eine Meditationstechnik, sagt Gemelli. Diese Technik diene aber eben nicht dazu, das Denken zu fördern. «Im Gegenteil, das Denken wird ausgeschaltet, damit etwas anderes zum Vorschein kommen kann», erklärt sie. «Der Höhepunkt dieser Performance ist die Erfahrung des Seienden oder aber des Göttlichen als Zustand der Vollkommenheit und Ewigkeit.»

Gemelli will das, was sie untersucht, mit dem konkreten Leben verbinden. «Objektivität heisst nicht, auf sich selbst zu verzichten, sondern sich seiner selbst bewusst zu sein», sagt sie. Als Wissenschaftlerin geht sie gewissermassen ethnologisch vor. Wenn sie in die Texte der Antike eintaucht, möchte sie möglichst viel Kontext und Leben mit einbeziehen. «Ich versuche der Kultur, die ich untersuche, mit viel Empathie zu begegnen und mir meiner eigenen Voraussetzungen möglichst bewusst zu sein», sagt sie. Nach der zehn Jahre langen Schwerarbeit an den «Vorsokratikern» sind noch keine Erschöpfungszeichen zu erkennen. Laura Gemellis Leidenschaft ist schon für ein nächstes Projekt entbrannt. Künftig will sie die mystischen Strömungen in der Antike erforschen.

Kontakt: Prof. Laura Gemelli, laura.gemelli@klphs.uzh.ch



Linie das Ziel, Menschen gesund zu machen, sondern Gewinne zu erwirtschaften. Das führt bei manchen Medikamenten dazu, dass bei Ablauf des Patentschutzes ein Produkt mit nur leicht veränderten Charakteristika hergestellt wird, um den Patentschutz effektiv zu verlängern und den Preis hoch zu halten. Oder es werden weitere Vertreter bereits vorhandener Medikamentenklassen entwickelt, weil die Risiken geringer sind. Ein anderes Beispiel sind seltene Krankheiten und manche Tropenkrankheiten. Dort fehlen Anreize, Medikamente zu entwickeln, weil der Markt zu klein oder zu wenig lukrativ ist. Das soll keine Industrieschelte sein. Aus der Sicht der Unternehmen ist dieses Verhalten völlig rational, und es ist auch nicht verwerflich. Doch die Frage ist: Wie kann man die Anreize so gestalten, dass die Unternehmen in Einklang mit den Zielen des gesamten Gesundheitssystems handeln?

Eine Frage, die sich wohl auch bei anderen Leistungserbringern wie etwa den Ärzten stellt.

Schwenkglens: Auch bei den Ärzten spielen Einkommensaspekte eine Rolle, und auch hier müssen die Anreize richtig gesetzt werden. Das ist allerdings nicht einfach. Solange die einzelnen Leistungen vergütet werden, besteht eine Tendenz, mehr Leistungen zu produzieren, mehr Untersuchungen zu machen. Wenn ein Anreiz gesetzt wird, Leistungen zu sparen, indem etwa pro Patient eine Pauschale bezahlt wird, können auch Leistungen vorenthalten werden, die aus medizinischer Sicht sinnvoll wären. Selbst nicht gewinnorientierte Leistungserbringer wie öffentliche Spitäler haben ihre eigene Rationalität, auf-

Zur Person:

Matthias Schwenkglens ist Privatdozent für Gesundheitsökonomie und Public Health. Er leitet den Arbeitsbereich Medizinische Ökonomie am Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Zürich. Ebenfalls tätig ist er für das Institut für Pharmazeutische Medizin der Universität Basel. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der ökonomischen Evaluation medizinischer Leistungen sowie der Gesundheitssystemforschung, Epidemiologie und Biostatistik.



«Ich glaube nicht, dass eine Einheitskrankenkasse in der Schweiz durchsetzbar wäre.»

grund von Budgetzwängen. Das kann beispielsweise bedeuten, dass die Patienten weniger lange im Spital behalten werden, als für sie gut wäre. Oder dass billigere Herzklappen oder ein billigerer Schrittmacher eingesetzt werden. Das kann für die Patienten nicht optimal sein, und es kann höhere Folgekosten auslösen, etwa weil das eingesetzte Gerät früher ersetzt werden muss. Interessenlagen, die nicht systemkonform sind, gibt es auch auf der Seite der Versicherten, was etwa zur Überinanspruchnahme von medizinischen Leistungen führen kann.

Beziehen die Patienten leichtfertig Leistungen?

Schwenkglenks: Das kommt sicherlich vor, aber ich sehe hier nicht das eigentliche Problem. Die Kostenspirale wird meiner Meinung nach stärker durch die anderen Akteure angetrieben.

Sie haben es angedeutet: Innerhalb des Systems hat niemand Interesse daran, die Kosten zu senken. Wie kann der Teufelskreis der ständig steigenden Kosten

durchbrochen und bei allen Beteiligten das Kostenbewusstsein gefördert werden?

Schwenkglenks: Ich sehe diverse Ansatzpunkte. Zum einen, und das ist vielleicht schweizspezifisch, gibt es eine sehr grosse Segmentierung. Das beginnt bei der kantonalen Organisation der Gesundheitsversorgung. Die kostet Geld und erfordert komplexe Abstimmungsmechanismen. Sie wird auch dysfunktional, weil die Grenzen medizinischer Versorgungsgebiete teilweise nicht mehr mit den Kantons Grenzen übereinstimmen. Mehr Freizügigkeit bei den ausserkantonalen Hospitalisationen wird ab 2012 in diesem Bereich Verbesserungen bringen. Probleme gibt es auch in der medizinischen Forschung: Wenn eine Studie in mehreren Kantonen durchgeführt wird, ist für jeden Kanton eine separate Ethikbeurteilung nötig. Eine Lösung, an der im Moment gearbeitet wird, wäre, dass jeweils eine kantonale Ethikkommission eine Leitfunktion übernimmt. Die anderen Kommissionen würden dann ein abgekürztes Verfahren durchführen. Man kann sich auch fra-

gen, ob jedes Medikament für die Schweiz separat zugelassen werden muss oder ob nicht enger mit der Arzneimittelbehörde der Europäischen Union zusammengearbeitet werden könnte.

Zu der von Ihnen angesprochenen Segmentierung gehört auch die Diskussion um eine Einheitskrankenkasse für die Grundversorgung. Könnte man damit nicht massiv Kosten sparen?

Schwenkglenks: Ich glaube nicht, dass eine Einheitskrankenkasse in der Schweiz durchsetzbar wäre. Ausserdem halte ich einen gewissen Wettbewerb in diesem Bereich für sinnvoll, wenn er nicht ausfert. Bei einer Einheitskasse fragt man sich: Hat sie ihren Versicherten gegenüber noch einen Anreiz, effizient zu sein? Das Problem bei der derzeitigen Lösung ist das Konkurrieren um lukrative Versicherte, die sogenannten «guten Risiken». Darauf wird zu viel Energie verwendet, die man besser in ein effizienteres Management und in eine effizientere medizinische Versorgung investieren würde. Der Mechanismus des Risikostrukturausgleichs soll dem entgegenwirken, doch er müsste verbessert werden.

Weshalb?

Schwenkglenks: Das Problem des derzeitigen Risikostrukturausgleichs zwischen den Versicherern ist, dass er nur Alter und Geschlecht der Versicherten berücksichtigt. Das reicht nicht, wie internationale Studien belegen. Die Morbidität muss ebenfalls berücksichtigt werden. Das heisst, Versicherer mit vielen Patienten, die chronische Krankheiten und teure Behandlungen haben, müssen dafür einen adäquateren Ausgleich erhalten. Unter Umständen kann man den Wettbewerb um die «guten Risiken» auch einschränken, indem man bestimmte Werbepraktiken verbietet. Doch der wichtigste Schritt wäre, den Risikostrukturausgleich zu optimieren.

Sie haben betont, es brauche mehr Regulierung innerhalb des Systems. Dazu gehöre eine Neuausrichtung der Anreize. Wo und wie müssten diese besser gesetzt werden?

Schwenkglenks: Ich sage nicht, es braucht mehr Regulierung, sondern es braucht eine andere Regulierung. Neuentwicklungen, die wirklich gesundheitsrelevant sind, sollten gefördert werden. Als Nächstes stellt sich dann das Problem, was

durch die gesetzliche Krankenversicherung bezahlt werden soll: Das Kosten-Nutzen-Verhältnis von Gesundheitsleistungen muss in der Zukunft konsequenter evaluiert und berücksichtigt werden, als es heute in der Schweiz üblich ist. Ein dritter, ganz wichtiger Bereich ist die Organisation der Gesundheitsversorgung. Wir haben momentan ein sehr grosses Problem an den Schnittstellen, zum Beispiel zwischen Arzt und Apotheke, zwischen Arzt und Spital oder Spitex. Hier entstehen grosse Informationsverluste. Und es gibt keine gemeinsame Verantwortung für das Behandlungsergebnis. Pointiert gesagt: Der Arzt schaut, dass er alles richtig macht. Was seinem Patienten dann anderswo widerfährt, nimmt er nicht mehr als seine eigene Verantwortung wahr. Das ist irgendwie auch verständlich.

Wie kann man das lösen?

Schwenkglenks: Angestrebt werden sollte eine echte integrierte Versorgung. Das bedeutet ein aktives Schnittstellenmanagement, um Doppelspu-

rigkeiten und Informationsverluste zu vermeiden. Hierfür braucht es einen vergleichsweise hohen EDV-Aufwand, zum Beispiel in Form einer elektronischen Krankenakte, die von den beteiligten Ärzten und Spitälern eingesehen werden kann.

Das klingt nach gläsernem Patienten. Gibt es da nicht Probleme mit dem Datenschutz?

Schwenkglenks: Datenschutz ist wichtig. Das ist keine Frage. Ich denke, dass man auch in einem komplexen System den Datenschutz nach aussen gewährleisten kann. Innerhalb des Systems gibt es einen gewissen Trade-off: Mehr Patientensicherheit für weniger Datenschutz. Man wird ein solches System nicht verpflichtend gestalten können. Man wird niemanden zwingen können, daran teilzunehmen. Aber wenn sich medizinische Vorteile mit Kostenvorteilen verbinden lassen, wenn es schlicht billiger wird, kann man sicher sehr viele Menschen dafür gewinnen. Wer sich nicht beteiligen will, muss es sich dann halt leisten, wesentlich mehr zu zahlen. Zu einem

vollständigen, integrierten Versorgungssystem gehört auch ein neues Vergütungsmodell. Die Leistungserbringer sollten nicht mehr nur für ihre eigene Leistung honoriert werden, sondern am Erfolg, aber auch am Misserfolg des Gesamtsystems beteiligt sein. Das heisst, wenn die Menschen gesünder sind, werden die Leistungserbringer dafür belohnt.

Wie wird diese kollektive Gesundheit gemessen?

Schwenkglenks: Die Morbiditätsstruktur kann beispielsweise gemessen werden anhand der Medikamentenklassen, die den Patienten verschrieben werden. Doch der Aufwand an Informationstechnologie in einem solchen System ist relativ gross. Damit sind bereits wieder neue Akteure aus dem Informatiksektor im Spiel, die legitime Eigeninteressen verfolgen. Ökonomisch funktioniert integrierte Versorgung nur, wenn die Einsparungen grösser sind als die zusätzlichen Kosten. Doch die Beispiele, die wir kennen, sind so ermutigend, dass es sich lohnt, hier weiterzudenken.

Müssen wir in Zukunft Abstriche bei der Qualität der medizinischen Leistungen in Kauf nehmen?

Schwenkglenks: Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder es gelingt uns, über optimierte Anreizsysteme die Kosten in den Griff zu bekommen. Ich denke, dass das grundsätzlich machbar ist. Dazu braucht es den politischen Willen, Transparenz und die Bereitschaft zu Kompromissen. Die Alternative ist, so weiterzumachen wie bisher. Das wird früher oder später zu Kosten führen, die als katastrophal wahrgenommen werden. Das Gesundheitssystem, wie wir es kennen, wird dann in Frage gestellt. Im Moment haben wir es noch selbst in der Hand. Es ist noch Luft im System. Das heisst, wir können die Kostenentwicklung eindämmen, ohne die Qualität zu mindern.

Wann hätten wir die Probleme im Griff?

Schwenkglenks: In der Regel werden die Gesundheitskosten als Problem wahrgenommen, wenn sie das Wachstum der Löhne und Gehälter überschreiten. Das heisst, das Ziel müsste sein, den Kostenanstieg im Gesundheitswesen der generellen wirtschaftlichen Entwicklung anzupassen.

Herr Schwenkglenks, wir danken Ihnen für das Gespräch.

«Das Kosten-Nutzen-Verhältnis von Gesundheitsleistungen muss konsequenter evaluiert werden.»



Besser, als man denkt

Die neuen Medien hätten einen negativen Einfluss auf die Schreibkompetenz von Schülerinnen und Schülern, wird immer wieder behauptet. Zu Unrecht, wie Zürcher Linguisten in einer aktuellen Publikation darlegen. Von Susanne Huber

Ängste, dass unsere Sprache «verludert», tauchen immer wieder auf. Schuld am Sprachverfall soll jeweils die Jugend sein. In den letzten Jahren hat sich diese Einschätzung allerdings geändert. Die jugendliche Lust, auch beim Reden Normen zu übertreten und eigene Wörter und Redewendungen zu finden, wird inzwischen eher positiv gewertet. Zum Meinungsumschwung beigetragen hat wohl auch die linguistische Forschung, die sich seit den 1990er Jahren vermehrt mit dem Phänomen Jugendsprache beschäftigt. Sie hat auf ihr kreatives Potenzial und ihre soziale Funktion aufmerksam gemacht.

Zum ersten Mal im deutschsprachigen Raum wurde nun in einer empirischen Studie auch das Schreiben der Jugendlichen untersucht. Mit dem Aufkommen neuer Medien wie SMS, Instant Messaging und E-Mail schreiben Jugendliche vermehrt auch in der Freizeit. Dabei halten sie sich oft nicht an die Normen der Standardsprache. Wieder ist sie da, die Sorge um die Sprache. Kann, wer in Chats oder auf Facebook Dialekt schreibt, grammatische und orthographische Regeln verletzt, überhaupt noch richtig schreiben? Gibt es einen Einfluss des Schreibens in neuen Medien auf das Schreiben in der Schule?

Schreibkompetenz nicht gefährdet

Gestellt hat sich diese Frage eine Forschergruppe an der Universität Zürich unter der Leitung von Christa Dürscheid, Professorin für Deutsche Sprache, insbesondere Gegenwartssprache. Beantwortet wurde sie mittels einer vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten empirischen Studie. Dafür wurden 1375 Freizeittexte und 347 Schultexte, verfasst von Schülern aus Berufs-, Mittel- und Sekundarschulen aus den Kantonen Zug und Zürich, ausgewertet. Die Ergebnisse präsentiert Dürscheid in dem gemeinsam mit Sarah Brommer und Franc Wagner verfassten Buch «Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien».

Der Befund, um es vorwegzunehmen, ist ein negativer: Es besteht kein direkter Einfluss des Schreibens in neuen Medien auf die Schreibkompetenz. Der Freizeitstil widerspiegelt sich in den Schultexten nicht. Letztlich eine einfache Antwort. Doch um zu diesem Resultat zu gelangen, haben die Autoren viel Material zusammengetragen, das über diese Fragestellung hinaus aufschlussreich ist. Entstanden ist ein vielschichtiges Buch, das auch das theoretische und konzeptionelle Rüstzeug darlegt, das zur Erhebung und Auswertung der empirischen Daten notwendig war. Neben den detaillierten Antworten, wie Jugendliche schreiben und wie sie mit Texten umgehen, findet sich auch ein Kapitel von Saskia Weibel über die didaktischen Aspekte des Themas.

Das macht das Buch gerade auch für Lehrer aufschlussreich. Sie sind in ihrer Arbeit vom veränderten Schreibverhalten der Jugendlichen direkt betroffen. Auch bei ihnen besteht eine Unsicherheit darüber, ob und wie die neuen Medien das Schreiben beeinflussen, wie die Studie aufgrund einer Umfrage zeigt. Das Buch bietet die Möglichkeit, eigene Erfahrungen in einen grösseren Kontext einzuordnen. Und es liefert zusätzlich zu den Unterrichtsvorschlägen des Didaktik-Kapitels eine Fülle an Material, das für Unterrichtsstunden fruchtbar gemacht werden kann.

Impulse für den Unterricht

Gerade dies ist ein Ziel der Autoren: Sie möchten Impulse liefern, das Thema Schreiben in unterschiedlichen Medien vermehrt im schulischen Unterricht aufzugreifen. Hier stellen sie ein Defizit fest: Es fehlt eine explizite Verankerung in den Lehrplänen. Eine Unterrichtseinheit zum Schreiben in neuen Medien würde nicht darauf abzielen, die schreibproduktiven Kompetenzen der Schüler zu erweitern. Denn Jugendliche sind in der Lage, dem Medium und der Situation gerecht zu schreiben.



Wie und in welchem Alter die Schüler sich dieses Wissen erworben haben, ist eine Frage, die die Studie offen lassen muss. Sie konstatiert lediglich, dass es bei Schülern der Sekundarschulstufen vorhanden ist. Aufschluss darüber würde wohl eine Untersuchung der Schreibkompetenz von Primarschülern geben. Auch wäre es interessant zu wissen, ob die Lehrpläne auf dieser Stufe das Schreiben in neuen Medien thematisieren. Ein gewisser Nachholbedarf besteht aber bei der Reflexion des eigenen Schreibens. Nicht zuletzt sollen die Schüler zum Nachdenken über den eigenen Sprachgebrauch und das eigene Kommunikationsverhalten angeregt werden.

Schreiben verändert sich

Übrigens halten die Autoren fest, dass ihr Befund nicht unbedingt überrascht. Sie wollten prüfen, ob ein direkter, kausaler Zusammenhang zwischen dem Schreiben in neuen Medien und demjenigen von Schultexten besteht. Dafür hätten statistisch relevante Kontaktphänomene bestehen müssen. Beispielsweise das Verwenden von Emoticons – etwa :) – oder Inflektiven wie *freu* oder *gäh* in Schultexten. Doch diese traten nicht auf.

Ob sich aber die Schreibkompetenz verändert hat und die Vermutung stimmt, dass Jugendliche heute informeller schreiben als vor 20 Jahren, ist eine andere Frage, die erst eine Langzeitstudie beantworten kann. Auf Nachfrage konkretisiert Dürscheid: «Das Schreiben in neuen Medien ist auch ein Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse. Ich vermute, dass sich in der Art und Weise, wie beruflich und privat geschrieben wird, tatsächlich eine Veränderung vollzieht. Trifft das zu, wäre dieser Wandel aber nicht durch die neuen Medien verursacht, das zeigt unsere Studie. Eher werden bestimmte Phänomene durch die neuen Medien potenziert und sind dann besonders auffällig.»

Christa Dürscheid, Franc Wagner, Sarah Brommer: **Wie Jugendliche schreiben.** Schreibkompetenz und neue Medien; Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2010, 294 Seiten, 99.95 Euro



Über Sex reden

Spätestens seit Michel Foucault ist bekannt, dass Sex nicht einfach natürlich gegeben, sondern als ein «Produkt kulturell variabler Diskurse und Praktiken» zu betrachten ist. Das Reden über Sex und seine Formen unterliegt demnach historischen Gegebenheiten – Sex ist und hat Geschichte. Was als normales sexuelles Begehren oder deviantes Verhalten gilt, wird nicht von der Natur des Körpers determiniert, sondern durch die herrschenden Diskurse. Foucault eröffnete mit seinen Thesen ein weites Forschungsfeld, das seit den 1970er Jahren bis heute seine Blüten treibt. Die jüngst erschienene Studie «Fragen Sie Dr. Sex!» ist an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich entstanden und bewegt sich gekonnt in derselben Fahrerinne, ohne bei Foucaults Analysekategorien zu verharren. Als Sammelband konzipiert, vereint sie nicht nur fundierte Untersuchungen zum Archiv der Marta Emmenegger, deren Sexratgeberkolumne «Liebe Marta» von 1980 bis 1995 in der Boulevardzeitung «Blick» erschien und sich in der Deutschschweiz grosser Beliebtheit erfreute, sie ergänzt diese mit anderen Beiträgen zur medialen Sexualberatung, um damit den Horizont und die Perspektive der Diskussion sowohl medial, methodisch, theoretisch und zeitlich zu erweitern.

Wie die rund 6500 Briefe der bei Marta Emmenegger Rat Suchenden zeigen, war das Reden über Sex bereits in den 1980er Jahren weitgehend enttabuisiert. Das Fehlen eines einengenden Wertekorsetts scheint die Thematik dennoch nicht einfacher zu machen. Die Kolumne «Liebe Marta» suggeriert den Ratsuchenden und Lesern aber, dass immer Problemlösungen vorhanden sind. Und sie trägt – wie die Studie zeigt – dazu bei, neue «Zonen des Normalen» zu etablieren. In einer Gesellschaft, in der sich klare Normen und Werte verflüssigen, fungiert die öffentliche, anonymisierte Beratung quasi als Ersatzleitplanke und vermag die Frage, «ob ich normal bin», vermeintlich zu beantworten. *Maurus Immoos*

Peter-Paul Bänziger, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin und Annika Wellmann: **Fragen Sie Dr. Sex!** Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen; Suhrkamp Verlag, Berlin 2010, 376 Seiten, 23.50 Franken.

Anders begabt

Es sind zwölf ganz individuelle Einblicke in den Lebensalltag von zwölf sehr unterschiedlichen Menschen, die die Journalistin und «magazin»-Autorin Paula Lanfranconi und die Fotografin Ursula Markus ihren Leserinnen und Lesern gewähren. Gemeinsam ist den 17- bis 68-Jährigen, dass sie alle von einer «geistigen Behinderung» betroffen sind. «Ja – und? Menschen mit Behinderung erzählen» heisst das neueste Buch von Lanfranconi und Markus. Ihre differenzierten Porträts beleuchten die Lebensumstände von Menschen, die – wie eine der Porträtierten von sich sagt – «anders begabt» sind. Sie zeigen deren Freuden, Wünsche, Hoffnungen und Ängste. Aber auch die Grenzen, die die gesellschaftliche Realität – etwa bei der Berufswahl – und immer wieder auch die Vorurteile der «Normalen» setzen. Und sie dokumentieren die enge, oft auch schicksalhaft verstrickte Beziehung zwischen Eltern und behinderten Kindern. Etwa wenn die Mutter des 17-jährigen Fabian (erfolgreich) alle Hebel in Gang setzt, um ihrem von einem Down-Syndrom betroffenen Sohn eine «normale» Schulkarriere zu ermöglichen – neben diesem Engagement aber kein Platz mehr für einen Partner bleibt.

Paula Lanfranconi begegnet ihren Gesprächspartnern auf Augenhöhe. Sie findet in ihren Texten die richtige Mischung aus einfühlsamer Nähe und objektivierender Distanz. Das gibt den Porträts eine eindrückliche Tiefenschärfe und macht die Geschichten lebendig und berührend. Die Geschichten von Tobias Tobler mit dem strahlenden Gesicht etwa, der es geschafft hat, in einer Fabrik zu arbeiten; von der widerständigen Annemarie Meier, die zwei Kinder geboren hat und einfach nicht versteht, weshalb sie sich kaum bei ihr melden, oder vom Epileptiker Res, der sich jetzt Sandra nennt, eine Geschlechtsumwandlung plant und der Star der Hora-Band ist. Unterstützt werden die Texte von den sensiblen Reportagebildern von Ursula Markus. Wer Lanfranconis und Markus' Buch gelesen hat, wird behinderten Menschen künftig anders begegnen. *Roger Nickl*

Paula Lanfranconi, Ursula Markus: **Ja – und? Menschen mit Behinderung erzählen**; Helden Verlag, Zürich 2010, 160 Seiten mit 108 Farbbildern, 39.80 Franken

Citoyens, vereinigt euch!

Ohne Gemeinsinn ist kein Staat zu machen. Auf diese knappe Formel könnte man die Überlegungen und Analysen bringen, die der emeritierte Philosophieprofessor Georg Kohler in seiner Denkschrift «Bürgertugend und Willensnation. Über den Gemeinsinn und die Schweiz» ausbreitet. Das schmale Büchlein ist ein fulminantes Plädoyer für die bürgerliche Tugend des «Gemeinsinns» und das «Gemeinwohl», die beide im Urteil Kohlers zwar «angegraut», aber glücklicherweise noch nicht tot sind.

Der republikanisch verfasste Staat ist existenziell auf den Gemeinsinn seiner Citoyens und Citoyennes rousseauscher Prägung angewiesen, die über den Tellerrand der eigenen Bedürfnisse hinaus blicken und entsprechend handeln können, argumentiert Kohler. Das republikanische «Wir» macht den liberal verfassten Staat erst möglich, wogegen «die Abwesenheit von Gemeinsinn jede Gesellschaft ruiniert».

Im Gegensatz zu den *failed states*, dem Mezzogiorno oder den Megacities dieser Welt, wo Krieg, Klientelismus und Anonymität dem Gemeinsinn die Basis entzogen haben, ist unser Staatswesen noch in der glücklichen Lage, auf den Gemeinsinn der Bürger zählen zu können. Dieser erodiere jedoch zunehmend, stellt Kohler fest. Kohler nennt dafür zwei Hauptgründe: die Zeitenwende von 1989, die das «Fundament der helvetischen Basisdoktrin der Nachkriegszeit» zerstörte, und die Globalisierung, die die nationalstaatlich verfasste Gemütlichkeit radikal in Frage stellt. Diese politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen haben die Schweiz unvermittelt getroffen. Das Land durchlebt seit den 1990er Jahren nicht nur eine rasante Desindustrialisierung, sondern auch eine tiefe Sinnkrise. Kohler diagnostiziert einen «Kulturkampf um die Neubestimmung der Schweiz im 21. Jahrhundert». Wie er ausgehen wird, wissen wir nicht. Georg Kohler ist jedoch zuversichtlich, dass die Schweiz mit ihrer soliden, demokratischen Ordnung auch diese Herausforderung meistern wird. *Thomas Gull*

Georg Kohler: **Bürgertugend und Willensnation**. Über den Gemeinsinn und die Schweiz; NZZ Libro, Zürich 2010, 108 Seiten, 20 Franken

SCHLUSSPUNKT von Simona Ryser

Mein lieber Gott im Himmel

Wenn der Junge in der dritten Reihe meine Freundin vorzog, wenn Mama mit mir schimpfte, weil ich mein ganzes Taschengeld für Süssigkeiten ausgegeben hatte, wenn Papa kein Wort mehr mit mir redete, weil ich mich bei der 7er-Reihe geirrt hatte, bat ich den lieben Gott um Hilfe. Ich legte meinen Kopf auf den runden Bauch des Teddybären und weinte in das abgeschabte Fell. Dann schloss ich die Augen und der liebe Gott schaute leise lächelnd auf mich mit einem weisen, gütigen Blick. Sein Kopf nickte unmerklich und er hatte einen freundlichen weissen Wallebart. Es war nicht der Nikolaus, obwohl er mich natürlich irgendwie an ihn erinnerte.

Aber der Nikolaus war echt und etwas stimmte nicht mit ihm. Der Bart war falsch. Zu mir war er zwar auch nett, aber mit meinem Vater schimpfte er jedes Jahr, er helfe meiner Mutter zu wenig bei der Hausarbeit. Mich lobte er in meinem Wesen, ich sei freundlich und anständig und ich helfe meiner Mutter regelmässig beim Tischdecken und beim Abwasch. Einmal hatte er sogar einen Esel mit, den er oben an der Strasse festgebunden hatte. Ich weiss nicht mehr, ob ich den Esel gesehen habe, aber auch er war still und gütig. Er wendete sich mir zu, ähnlich wie mein Zwerghase es jeden Tag tat. Vielleicht, dachte ich, ist der liebe Gott wie der Blick eines freundlichen Tieres. Es kann nicht lächeln und doch wendet es sich mir zu und streicht mir unmerklich übers Kinderhaar.

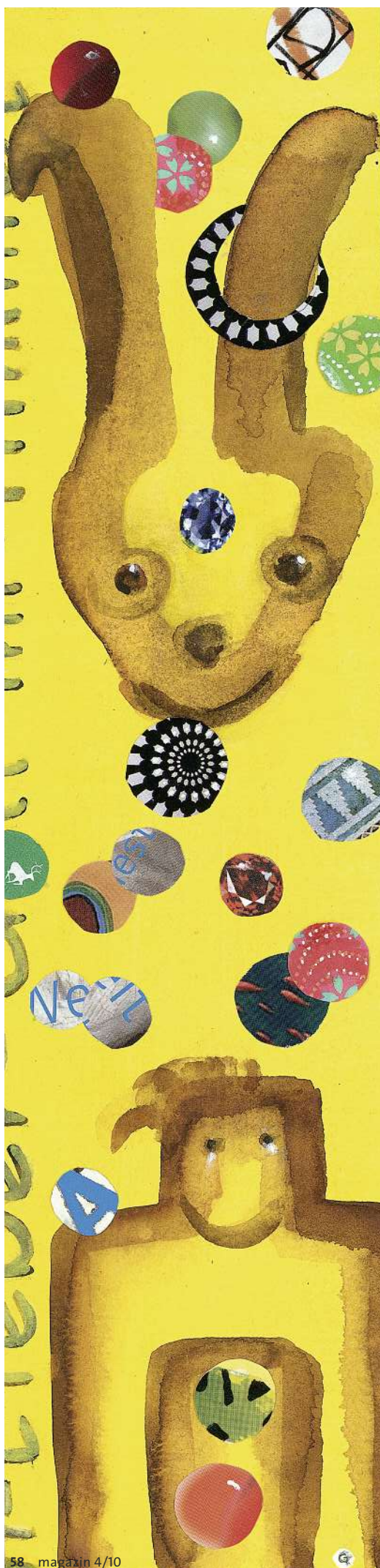
Später, als der Teddybär nur noch in Ausnahmesituationen erhalten musste, fragte mein Religionslehrer die Klasse einmal, was Gott sei. Für mich war die Sache völlig klar: zwei Kugeln in meinem Bauch. Keine Magengeschwüre und auch keine Punschkugeln, die ich am Abend zuvor gegessen hatte und jetzt noch hätte verdauen müssen. Zwei schöne bunte Kugeln, die in

meinem Bauch schwebten, sie sahen aus wie Billardkugeln. Sie waren in mir aufgespannt, hielten mich aufrecht und strahlten wie lustige Bonbons.

Heute kämpfe ich eher mal mit der Verdauung, als dass ich im Gleichgewicht wäre, und den Teddybären hab ich meiner Tochter geschenkt. (Sie verschmäht ihn allerdings, wahrscheinlich weil sein Kopf nur noch an ein paar Fäden hängt und der unterdessen nackte Bauch längst vollgeweint ist.) Manchmal, wenn es arg zu und her geht in meinem erwachsenen Leben und abends vor dem Schlafen meine Damentränen widerstandslos ins Duvet kullern, denke ich auch heute ab und zu mal an meinen lieben Gott. Ich sage das Lieber-Gott-im-Himmel-Sprüchlein auf und warte auf das freundliche Gesicht. Allerdings erscheint es nicht mehr, zu schnell taucht der Gedanke an den Nikolaus auf, den ich für meine Tochter hätte buchen müssen.

Manchmal gehe ich in die Kirche, wenn Konzert ist. Dort möchte ich meinen lieben Gott nicht an den anderen Gott verraten. Ich weiss nicht, wie deren Verhältnis ist. Ich versuche es nicht drauf ankommen zu lassen und erhebe mich solidarisch, wenn die Leute sich zum Gebet erheben. Allerdings falte ich die Hände nicht, ich verschränke sie und reiche mir so selbst die Hand. Weil ich nicht in den Gedanken der laut gesprochenen Gebete aufgehoben sein will, denke ich meine eigenen Gedanken. Ich denke an meine Mutter. Sie hat mal gesagt, der liebe Gott sei der Vogel im Wald. Seither denke ich oft, wenn ich einem Vogel begegne, es sei meine Mutter. Und abends, wenn die Amseln von den Dachfirsten singen, höre ich, wie sie mich in den Schlaf singt. Vielleicht ist der liebe Gott eben doch ein Tier.

Simona Ryser ist Autorin und Sängerin.





Images of Myths

34/58

• Norval Munissem

Willkommene Kunst? Druckgrafiken aus Kanada und Äthiopien

Völkerkundemuseum der Universität Zürich

Abgedreht! China töpft bodennah

Führungen: 22.1. 14:15h; 27.2. 12h

Vorträge, Filme siehe musethno.uzh.ch

Führungen: 19.12. 12h; 9.1. 12h; 12.2. 14:15h



Di-Fr 10-13, 14-17, Sa 14-17, So 11-17

Pelikanstrasse 40, 8001 Zürich

www.musethno.uzh.ch

Wo kann ich mit meiner Neugier die Welt bewegen?



**Ghada Trotabas will es wissen.
Bei Siemens bietet ihr jeder Karriereschritt neue Perspektiven.**

Geboren im Libanon, Studium in Deutschland und Frankreich: Ghada Trotabas nutzt ihre internationale Erfahrung, um weltweit etwas zu bewegen. Zunächst als Ingenieurin im Bereich Medizintechnologie. Dann als strategische Planerin – nach einem von Siemens geförderten Studium an der Chicago Business School. Heute hilft sie uns, in Entwicklungsländern fortschrittliche Labordiagnostik einzuführen. Wollen Sie wissen, was Sie bei Siemens erreichen können?

Finden Sie's heraus.

www.siemens.ch/karriere

SIEMENS